



Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

5. Das Reich, die europäischen Staaten und der Kampf um Jtalien.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

5. Das Reich, die europäischen Staaten und der Kampf um Italien

Als Karl V am 16. Juli 1522 in Santander wieder spanischen Boden betrat, befand sich ganz Europa im tatsächlichen Kriegszustand.

Alle Bündnisse schienen nur die geflissentliche Erhaltung dieses Zustandes zu bezwecken und den zerstörenden Wirrwarr auf Kosten der bedrängten Untertanen, ihrer geistigen und leiblichen Kultur zu verewigen. Indessen wäre mit einer derartig oberflächlichen Beobachtung nur ein sehr allgemeines moralisches Urteil ausgesprochen, nicht eine Ausdeutung der Wirklichkeit, wie denn in der bequemen Verallgemeinerung des Geschehens immer die größte Gefahr für die historische Erkenntnis liegt. Sicherlich ließen sich in bezug auf die Art der Kriegführung jener Lage genau so viele verblüffende und sinnlose Züge zusammenbringen, wie man es getan hat für die hinter ihr stehenden diplomatischen Gepflogenheiten und Formen. Doch sind die unausrottbaren Lächerlichkeiten und Unzulänglichkeiten der Völker und der Regierenden zwar oft unterhaltend und belustigend, niemals aber das historisch Erhebliche. Man braucht deshalb auch nicht zu verweilen bei der Flüchtigkeit der Bündnisse, der naiven Unterschätzung der Gegner und all den Mitteln der diplomatischen Kleinkunst; nicht bei dem Theater der Empfänge und Prunkreden, der Art und Höhe der zwecklosen Gratifikationen, die sich die Kanzler und Räte gegenseitig zuspielten, ohne daß man etwas von ihrer Auswirkung verspürte. So verbraucht wie diese Mittel, waren auch die hergebrachten Ideologien von der christlichen Völkerfamilie, von dem Kampf gegen die Ungläubigen und dem allgemeinen Kreuzzug als letztem Ziel aller Kämpfe. Das Wesentliche bleibt, daß zwischen sich doch wieder ein einzelner gläubig für diese Ideen einsetzen und das rationale politische System durchkreuzen konnte; daß auch in den scheinbar sinnlosen Kriegen gekämpft und gelitten worden ist; daß Worte und Ideen jeden Augenblick ihren ursprünglichen Sinn zurückzugewinnen vermögen.

Der Krieg konnte mit seinen oft bizarren und kleinlichen Formen die Menschen dieser Übergangszeit erst recht mit furchtbarer Logik in seine Strudel ziehen, weil er sich im Zeitalter der Söldner, der zunehmenden Staatsmittel und der ersten Vorwegnahme späterer Einnahmen scheinbar beliebig mobilisieren und steigern ließ; und doch behielt er gerade wegen der technischen Schwierigkeiten der Geldbeschaffung noch lange etwas unerträglich Stockendes, Unterbrochenes und Zusammenhangloses. Nichts fehlte mehr als der „lange Atem“, von dem auch Karl gerne redete. Man konnte im schönsten Anlauf stecken bleiben. Ja, hinter dem größten Erfolg lauerte immer schon wieder die noch größere Gefahr des Geldmangels. Denn weder die Bewilligungen der Stände, ohne die man kaum irgendwo auskam, noch die Darlehen der Finanzleute waren genügend prompt und langfristig.

Die in den Staatsnotwendigkeiten selbst wurzelnde Neigung der Fürsten zu absoluter Macht und das Mißtrauen der Stände hielten sich die Waage, auch wenn einmal die Einsicht in den Eigenwert kräftiger Landesverteidigung die natürliche Abgabenscheu der Menschen überwand. Die Stände von Flandern, Artois, Hennegau und Luxemburg sehnten sich so gut nach Frieden, wie die durch den Herzog von Geldern nach wie vor beunruhigten Landschaften von Utrecht, Dverysfel und Friesland. Aber die Überwindung alten Eigenwillens und ererbter Herrschaftsansprüche war hier noch nirgends ohne Kämpfe möglich. Margarete stand zeitlebens mitten darin. Die endgültige Abgrenzung zwischen dem französischen und dem niederländischen Anteil an dem alten burgundischen Staat in Artois und Picardie, zwischen Frankreich und Spanien in Navarra und Roussillon, vor allem im Gesamtgebiet von Italien, wurde ebenso vergeblich angestrebt, wie die Verteidigung der Christenheit gegen die Türken im Mittelmeergebiet von Spanien, Neapel, Venedig und in Ungarn. Da nun auch die den Norden erfüllenden unvereinigten Macht- und Wirtschaftsgegensätze zwischen England und Schottland, sowie im ganzen Bereich der nordischen Union und der deutschen Hanse täglich Konflikte heraufzuführen drohten, so befanden sich im europäischen Staatskörper genug Fieberherde, die jeweils das Ganze ergreifen konnten.

Kleines und Großes spielten ineinander. Deshalb liefen auch noch die sonderbarsten altmodischen und in ihrer Art doch nicht unwirksamen Methoden der Kriegführung mit unter. Neben den Großformen des Kampfes der spanischen Infanterie und der geschlossenen Aufgebote oberdeutscher oder schweizerischer

Landsknechte mit ihren Kriegsartikeln und festen taktischen Traditionen gab es lokale Bürgerwehren und Milizen; neben erprobten Kriegsführern mit mehr oder weniger entwickelter Kriegskunst kleine Unternehmer aus der Welt des alten Fehdewesens. Man erlebte da und dort noch geräuschvolle Scharmügel und Überraschungen, in denen unbedeutende Burgen und Städtchen eine schwer begreifliche Rolle spielten, während gleich daneben um Königreiche gewürfelt wurde, ohne daß man das eine vom anderen lösen konnte. Der Anteil der unter- und überstaatlichen Mächte, dieser Herren, die in jedem Lande um so selbständiger waren, je eigenwilliger sie zugleich im öffentlichen Dienst standen, dieser Parteigänger, wirtschaftlichen Unternehmer und Machtgebilde aller Art bedingte eine ungeheure Labilität der möglichen Interessen und Verbindungen, zerkrümelte die Feldzüge und gefährdete alle Allianzen in ihrem Ernst und in ihrer Dauer. Dieselbe Zeit, die alte Rittertugend zur Landestreue und umgekehrt das neue Mannschaftsgefühl der Landsknechte zum Herrendienst umbilden konnte, löste doch wieder alle Bande, wenn der „Vertragsbruch des Geldmangels“ den legalen Grund zur Meuterei abgab. Wenn nun vollends religiöse und kirchliche Spannungen, wie in der Schweiz, die Menschen auseinanderrißen, dann konnte allerdings die Verwirrung im europäischen Raume Formen annehmen, die der historischen Ergründung und Darstellung spotten. So gehen die Ansätze zu planvoll berechneter Kriegsführung sonderbar einher mit tollen Einfällen, dilettantischen Unternehmungen und phantastischen Plänen.

In diesem kreisenden Spiel des Einzelnen und des Allgemeinen, des Sinnlosen und Bedeutenden, des Persönlichen und des wahrhaft Weltgeschichtlichen stand auch das Handeln des Kaisers, von dessen Standort aus das ganze Gefüge am ehesten überblickt und am nachhaltigsten beeinflusst werden konnte — wenn er es sah und wenn er danach handeln wollte.

Die Vereinigung so vieler Länder in den Händen des Habsburgers, der lange vorbereitete Zusammenstoß mit Frankreich auf dem Boden Italiens und seiner früh entwickelten Staatenwelt erwies sich dabei als ein bemerkenswertes Hilfsmittel der Weltgeschichte, die Fortentwicklung des noch immer in ungezählte Kleinherrschaften aufgelösten Europa zu einem seiner selbst bewußten System politischer Ordnungen zu erleichtern. Dabei gewannen die Staaten ebensoviel an innerem Gefüge, wie in ihrem Verhältnis zueinander, ohne freilich bis zum heutigen Tage die letzten Formen der Befriedung gefunden zu haben. Denn sie alle hatten gleichzeitig ihre eigenen inneren, nicht minder weltgeschichtlichen Nöte zu durchkämpfen.

Die Reichsstände und das Regiment. Soziale Kämpfe Dänische Wirren

Karl V hatte 1521 das Deutsche Reich der Statthalterschaft seines Bruders Ferdinand und einem Reichsregiment unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen Friedrich überlassen; seinem Bruder außerdem den größten und wichtigsten Teil der österreichischen Erblande zu anerkanntem Besitz; den anderen, einschließlich Württembergs, wenigstens vor der Öffentlichkeit, nur zur Verwaltung. Ihm selbst war nichts verblieben, als die Verschuldung gegenüber seinen Wahlfürsten und Ferdinand, sowie stattliche Reste der Schulden des Großvaters Maximilian. Die Reichsregistraturbücher enthalten für die nächsten Jahre nur monatlich rund ein Duzend kaiserlicher Verfügungen ganz untergeordneter Art, zum größten Teile geistliche und weltliche Lehnsachen, vielfach zugunsten von Reichs- und Hofbeamten, oder nebensächliche Angelegenheiten der Reichsstädte. Natürlich bestanden immer Möglichkeiten einer Appellation von dem Regiment an den Kaiser, aber dieses selbst erhielt auf seine dringendsten Fragen und Klagen zumeist keine Antwort. Auch die Handlungen der Stände regelten sich wohl nach einer unsichtbaren Linie kaiserlicher Politik, die von den letzten Reichsordnungen hinüberwies zu dem, was man von einer einstweilen noch ganz unbestimmten Wiederkehr des Kaisers erwartete; mehr noch nach dem bescheidenen Maß ihrer landschaftlichen Notwendigkeiten und Einsichten.

Die für die deutsche Geschichte unendlich wichtige Haltung des Reichsregiments und einiger entschlossener ständischer Räte in Sachen Luthers wird uns in ihren Folgen noch beschäftigen. Papst Adrian hatte zum Reichstage nach Nürnberg 1522 den Nuntius Ghierregati entsandt, der selbstverständlich die Vollstreckung des Wormser Edikts und das Vorgehen gegen Luther forderte, aber gemäß seiner Instruktion zugleich eine gründliche Reform der römischen Kurie versprach unter offener Anerkennung ihrer Mitschuld an dem Verfall der Kirche. Wie wir den frommen Niederländer kennengelernt haben, war es ihm damit sicher fürchtbarster Ernst. So häßlich sie in Rom von ihm sprachen, so großartig hat er der Kirche mit diesem weltgeschichtlichen Bekenntnis gedient; es war der erste Schritt zur Gegenreformation. Die Deutschen freilich mochten gerade aus diesem Geständnis den Mut entnehmen zur Ablehnung des Edikts, damit es nicht, wie sie sagten, scheine, „als wolle man evangelische Wahrheit verdrücken und unchristliche beschwerliche Mißbräuche handhaben“. Noch in dem Entwurf des Abschieds vom 5. Februar 1523 und in dem Beschluß des Nürnberger Reichstags von 1524 klingt dieselbe Stimmung nach. Auf diesem zweiten

Reichstage war sogar ein Kardinallegat, Campegio, erschienen, der seinem Unwillen über die bisherige Haltung der Stände unverhohlenen Ausdruck gab, es gleichwohl nicht verhindern konnte, daß die Stände am 18. April zwar nicht das gefürchtete Nationalkonzil, wohl aber eine auf den nächsten Martinstag nach Speyer einzuberufende „gemeine Versammlung deutscher Nation“ beschloßen, um dort endgültig darüber befinden zu lassen, „wie es bis zu Anstellung eines gemeinen Concilii“ gehalten werden solle. Gleich dem päpstlichen Legaten lehnte auch der Kaiser diese Nationalversammlung ausdrücklich ab. Sonst aber war er an allen diesen Dingen unbeteiligt.

Selbst Erzherzog Ferdinand, der es an Eifer nicht fehlen ließ und wenig Dank dafür hatte, war in seinem Alter von knapp zwanzig Jahren, lange Zeit ohne lebendige Beherrschung der deutschen Sprache und erst recht ohne Überblick über die deutschen Dinge, noch keine irgend entscheidende Figur. Er fühlte sich in den gebundenen Verhältnissen seiner Erblande genau so unbehaglich wie in seiner Reichsstatthalterschaft, und der Spanier Salamanca, dem er vor allem seine Finanzgeschäfte überließ, machte längst böses Blut in den Erblanden wie im Reich. Fürsten und Räte regten sich auf über den Emporkömmling aus Burgos, der es zum Freiherrn gebracht und in Innsbruck unlängst seine Hochzeit mit einer Gräfin Eberstein begangen hatte; „so lang Innsbruck bestanden“, heißt es in einem Bericht darüber, „ist fölllich Köstlichkeit von Gold, gülden Ketten und Luchern — auch mit Rennen, Stechen, Turnieren — nie gesehen worden“.

In einer gewissen angeborenen Art sehnte sich Ferdinand nach kriegerischer Betätigung oder wenigstens nach freierer Bewegung. Mit dem Kaiserhof durch seine unbefriedigten Ansprüche auf die versprochenen Renten in unausgesetzter Verbindung, spannte er seine Forderungen über die Veröffentlichung des Geheimabkommens vom Februar 1522 zum offenen Verlangen nach seiner Wahl zum römischen Könige, ohne sich darüber klar zu werden, daß die kaum begründete Stellung seines kaiserlichen Bruders im Reich einen so weitgehenden Verzicht auf dessen Machttitel in Deutschland einstweilen weder aus persönlichen noch aus sachlichen Gründen verfrug. Seine Gesandten Henricourt und Salinas, von denen der letztere noch Jahre lang aus Spanien anschaulich berichtete, sollten dem Kaiser seine üble Lage vorstellen; auch daß er dem Herzog Georg von Sachsen zur Abdeckung eines Teils der alten Schulden die schönsten Kleinodien geopfert habe. Gleichwohl versprach er allein für die Erfüllung seiner nächsten Wünsche schon 200 000 Gulden, die er nur leider nicht besaß. Der Bescheid des Kaisers an ihn war dürftig und hinhaltend. Doch muß betont werden, daß unter dem Mißvergnügen des Erzherzogs weder die Ergebenheit noch die Hilfsbereit-

schaft gegenüber seinem kaiserlichen Bruder gelitten hat. Durch Bredam machte er 1524 weitere freundliche Erbietungen.

Karl und seinen Beratern fehlte es nicht an reichlichen und guten Nachrichten aus Deutschland. Natürlich waren alle irgendwie gefärbt; in ihrer Art auch die ausführlichsten und am meisten habsburgisch gedachten Mitteilungen Ferdinands. Seitdem wir sie wenigstens für die ersten Jahre in der vollkommensten Ausgabe besitzen, überschauen wir in ihnen am bequemsten alle Reichs- und Hausangelegenheiten, ganz besonders aber das Verhältnis zwischen den Brüdern, das zeitlebens merkwürdig einheitlich und fest geblieben ist. Ferdinand ging zumal in diesen Jahren in den Fragen der universalen Politik innerlich gänzlich mit dem Kaiser. In Deutschland fühlte er sich noch nicht recht heimisch. Vom Luthertum sagte er in vulgärer Meinung und wohl nicht ohne Einfluß auf Karl, es habe zwar entschlossene Gegner unter den Gelehrten von tadellosem Lebenswandel, aber noch mehr Anhänger, denen die Masse folge, weil sie deutsch schrieben; sie verachteten die Sakramente und den Zölibat, zweifelten die göttliche Natur Christi an, schätzten alle Obrigkeit gering, Papst, Kaiser und Fürsten; sie begingen auch allerlei Gewaltthaten, obwohl sie den Frieden im Munde führten. Am meisten lag Ferdinand daran, in dem Kampf mit Frankreich um Italien mitzuwirken; er riet, den Herzog von Mailand zu beseitigen, das Herzogtum zum Reiche zu ziehen und seiner Verwaltung mit zu unterstellen. Ebenso möchte er das Elsaß mit Hagenau in Erbbesitz haben, nachdem er so wichtige Grenzbezirke zur Befriedigung der Venezianer abgetreten; gern auch die Franche Comté. Diese jungen Habsburger waren offenbar belastet mit der Leidenschaft ihres Großvaters Maximilian, in das Weite zu gehen, statt wie die deutschen Territorialfürsten als gute Hausväter im Kleinen etwas gewissenhaft aufzubauen.

Die Kämpfe der Städteboten auf den Nürnberger Reichstagen um die wirtschaftlichen Projekte des Regiments und um die praktische Auswirkung ihrer Reichsstandschaft verliefen einigermaßen im Sande. Die wichtigste Einzelfrage, die aus diesen Verhandlungen bis an den Kaiserhof nach Spanien durchdrang, ob und wie man den Unterhalt von Regiment und Kammergericht durch einen Reichszoll bestreiten solle, und dann, ob es angezeigt sei, die aufsteigenden Gefahren eines unbegrenzten Kapitalismus in „Monopollen und Fürkauf“ zu unterdrücken, wurden hier begreiflicherweise in städtefreundlichem Sinne betrachtet und behandelt. Wer sollte auch dem Kaiser seine Kriege finanzieren, wenn nicht die Städte und die großen Handelshäuser? Eine Kommission, bestehend aus Maximilian Transilvanus, La Roche, Hannart und dem Propst von Waldkirch, verhandelte zu Valladolid im August 1523 mit den Städte-

boten, und der Propst gab im Namen des Kaisers entgegenkommenden Bescheid. Zu besonderen Bewilligungen erklärten sich die Boten freilich nicht beauftragt; aber es hat den Anschein, als seien die beteiligten Handelshäuser dem Kaiser trotz hoher schwebender Schulden gerade jetzt nochmals mit Wechselln zu Diensten gewesen.

Bezeichnend für die im Grunde zeitlebens durchaus burgundische Einstellung des Kaisers zum Reich bleibt die Tatsache, daß er sich auf dem zweiten Nürnberger Reichstag durch einen dieser Niederländer, Jean Hannart, Herrn von Likerke, vertreten ließ, dessen Berichte vom Februar bis zum April 1524 entsprechend gleichzeitig an Margarete wie an den Kaiserhof gingen. Aus ihnen erfahren wir Näheres von der Unzufriedenheit der Kurfürsten und besonders des Pfalzgrafen Friedrich über das Ausbleiben der ihnen versprochenen Bezüge, sowie von der Einstellung der Stände zum Reichsregiment, das sie seit den Tagen Maximilians so begierig verlangt hatten und nun, wo sie es besaßen und es Anforderungen an sie selbst stellte, verwünschten. Hannart hatte dafür keine Weisung, glaubte aber im Sinne der habsburgischen Macht zu handeln, wenn er nun seinerseits zusammen mit Ferdinand an dem Regiment festhielt und sogar die Hälfte der Kosten für das Regiment und das Kammergericht auf den Kaiser nahm. Erzherzog Ferdinand schien ihm bei seiner Unerfahrenheit den Wünschen der Fürsten nach einem römischen Könige noch nicht zu entsprechen. Umgekehrt war Ferdinand sehr unzufrieden über Haltung und Ton Hannarts, beschwerte sich bei seinem Bruder in einem eigenhändigen Schreiben vom 11. Juli 1524 über die angebliche kaiserliche Instruktion, die in der Tat von Spanien aus verleugnet wurde, und erhielt das Versprechen genauer Untersuchung gegen Hannart.

Im übrigen lagen die wichtigsten Aufgaben Hannarts auf dem Gebiet der Außenpolitik, und hier hat Ferdinand, auch nachher noch, Hannart durchaus zu fördern gesucht. Als die Hauptsache erschien die Türkenhilfe für Ungarn. Denn Ende August 1521 waren Belgrad und Semlin türkisch geworden; der damals gefürchtete Fortgang des Vordringens nach Ungarn war vorübergehend aufgehalten durch die Sammlung aller Streitkräfte Suleimans auf die Eroberung von Rhodos, des letzten christlichen Stützpunktes in der türkischen Welt. Aber nach dem Fall der Johanniterfeste, kurz vor Weihnachten 1522, mußte man eine von steigender Geringschätzung der Christenheit getragene Wiederaufnahme des Vorstoßes an der Donau erwarten. So blieb die stattliche ungarische Gesandtschaft in Nürnberg nicht ohne Gehör. Das Verhältnis des Erzherzogs zu seiner ungarischen Schwester, die unmittelbare Gefährdung des letzten christlichen Königreiches vor der Reichsgrenze und damit

die Bedrohung Österreichs konnten schon zu einer eifrigen Thätigkeit anregen. Aber nur nach vielem Ach und Weh verstanden sich die Stände zur Bereitstellung der Hälfte der von ihnen schon in Worms bewilligten Romhilfe. Der Kurfürst von Sachsen meinte, eines Tages werde der Kaiser die in Worms verheißene Hilfe doch begehren; in Wahrheit war das nur eine der vielen Ausreden.

Dieselbe engräumige Gesinnung und zugleich ein sonderbarer Mangel an Stolz verriet sich in der kurzfristigen Idee der Stände, gleichzeitig an den König von Frankreich und an den Kaiser eine Gesandtschaft zum Zweck des Friedens und der Sammlung aller Kräfte gegen die Türken zu entsenden; wobei sie sich auf die entsprechenden Bemühungen des Papstes beriefen. Hannart und Ferdinand stellten ihnen im April lange vergeblich vor Augen, daß die beste Sammlung in der Unterstützung ihres Kaisers liege und daß der geplante Schritt sich genau im Gegensinne auswirken würde. Ferdinand ging eines Tages noch weiter. Er sagte einigen Fürsten in lateinischer Sprache, daß er aus Pflicht gegen den Kaiser schlimmstenfalls etwas tun müsse, was ihm nicht lieb sei. Die gereizten Fürsten gaben das weiter an die Stände, und diese protestierten schriftlich. Ferdinand antwortete auch seinerseits schriftlich, zeigte sich befremdet über die Indiskretion und erläuterte seine Worte nun allerdings dahin, daß er als Statthalter des Kaisers ihnen als den Vasallen eine solche Botschaft verbieten würde — was sie erst recht erregte, da sie sich, wie Hannart sagte, behandelt fühlten *à la façon d'Espagne*. Wie oft sollte in späteren Jahren dieses Wort in Deutschland noch wieder klingen!

Hannart hatte nebenbei die delikate Mission, den kursächsischen Hof wissen zu lassen, daß man sich die früher versprochene Verbindung der Infantin Katharina mit dem Kurprinzen aus dem Kopfe schlagen möge. Ferdinand war in einer seiner Botschaften an den Kaiserhof seinerseits noch dafür eingetreten, die beiden Schwestern Eleonore und Katharina an deutsche Fürsten zu verheiraten. Dem Kaiserhof aber lagen nun schon spanisch-portugiesische Interessen näher.

Auch die Ehe der vierten Schwester spielte in die Nürnberger Verhandlungen hinein. Isabella von Dänemark erschien hier mit ihren drei Kindern für einige Wochen, Ende März bis Anfang April 1524, zu Besuch ihres Bruders mit der Bitte um Hilfe.

Christian II hatte es im Bereich der Nordischen Union bald mit allen verdorben. Mit den Schweden und Lübeck, wie wir schon gehört haben, zuerst. Dann mit den dänischen Ständen und entscheidend mit seinem Oheim Friedrich von Holstein, den er nach dessen Meinung um sein Erbteil bringen wollte unter Lösung Holsteins und Lübecks aus dem Reich. Ein letzter Versuch bei den

Ständen in Jütland brachte dem Könige seine bereits hoffnungslose Lage vollends zum Bewußtsein. Er rüstete zwar noch Kopenhagen zur Verteidigung, ging aber selbst mit Frau und Kindern am 14. April 1523 als landflüchtiger Mann in See. Mit etwas mehr als einem Duzend Schiffen und vier- bis fünfhundert Leuten begab er sich in die Heimat Isabellas und landete unter Aufgabe des ersten Planes, in die Südersee einzulaufen, mit Zustimmung des Admirals Adolf von Burgund in Vere auf Walcheren — für die Familie seiner Frau und die Interessen der Niederländer ein unerwünschter Gast.

Alle seine Bemühungen, hier für seine Heimkehr zu werben und zu rüsten, schlugen fehl. Der Statthalter von Holland, Hoogstraeten, lehnte ihn fast schroff ab. Auch Margarete, so rührend sie sich gegen die drei Kinder Hans, Dorothee und Christine erwieis, blieb politisch notgedrungen reserviert, denn es fehlte gerade noch, daß der in der Ostsee zunehmend aufblühende Handel der Niederländer durch Verbindung mit der Sache des bankerotten Königs mutwillig wieder zerstört würde. So gut wie alle Ostseemächte standen damals gegen ihn. Daß umgekehrt die Lübecker und ihre Verbündeten die Hilfe des Kaisers und der Niederländer für Christian II fürchteten, begreift sich; die Gefahr der niederländischen Konkurrenz wäre dann für sie in der Tat eine sehr große geworden. Aber sie täuschten sich über die Machtmittel des Kaisers und die bei allem Temperament doch sehr reale Klugheit der Regentin. Die Niederländer brauchten zu nötig Getreide und Holz von der Ostsee, als daß sie diese Dinge leicht genommen hätten. Dementsprechend fand der lübische Sekretär Paul vom Felde eine freundlichere Aufnahme als der König. Einzelne niederländische Häfen übten wohl Repressalien gegen die als Schutz der Blockade von Kopenhagen gedachte Schließung des Sundes. Aber das dauerte nicht lange.

Christian hatte auch mit England angeknüpft; er bekam nur schöne Worte. Noch weniger wurde etwas aus seiner Verbindung mit Schottland und Frankreich, von der man redete. Besseres erhoffte er von Norddeutschland, vielleicht von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, oder seinen lutherischen Glaubensgenossen. Nach Hamburg war eine Tagung anberaumt, die auch der Papst und der Kaiser, Erzherzog Ferdinand und die Nachbarn beschicken sollten. Isabella versuchte es inzwischen, bei ihrem Bruder Ferdinand 20000 Gulden aufzunehmen. Die Stimmung ihr gegenüber war zurückhaltend, wenn auch nicht ohne Teilnahme. Ihren Mann lehnte man ab. Die Stände waren durch die gegen ihn gerichteten Anklagen Friedrichs von Holstein vorbereitet. Am 8. Juni 1523 hatten die Dänen diesen in Roskilde zum

Könige gewählt; er selbst schrieb an die deutschen Reichsstände unter dem 6. Januar 1524. Hannart erzählt, daß die Königin auf Fragen nach den Schandtaten ihres Gemahls würdig geantwortet habe. Andere aber hatten die Klagen bestätigt. Ferdinand entfetzte sich auch darüber, daß seine Schwester in Nürnberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt mit beging. Von hier aus ist wohl auch Luthers Kritik an Christians Begnern zu verstehen. Daß freilich deshalb die Nürnberger oder andere Glaubensgenossen der Königin das ersuchte Geld vorgestreckt hätten, vernimmt man nicht. Ein in seiner Persönlichkeit steckender Grundfehler Christians II war das Prahlen mit seinen Geldmitteln, was Fürsten und Kriegsobristen zeitweilig wirklich zu umfassenden Rüstungen veranlaßt hatte, und seine Gegner zu entsprechender Defension, an der holsteinischen Grenze wie in Lübeck. Aber alles brach um so haltloser zusammen, als offenbar wurde, daß der König in Wahrheit ein armer hilfsbedürftiger Mann geworden war.

Die Übergabe von Kopenhagen (6. Januar 1524) hatte sich nicht aufhalten lassen, und Christians II letzte Stütze in Dänemark war damit einstweilen zerbrochen. Als ein mißtrauisch betrachteter Emigrant lebte er mit seiner Familie in dem Städtchen Tier, in dem seither als „Hof von Dänemark“ bezeichneten Anwesen. Einige seiner Diener, wie der vom Niederrhein stammende Johann von Weeze, erwählter Erzbischof von Lund, und der Sekretär Cornelius Schepper traten später in kaiserliche Dienste. Die vielgeprüfte Isabella erlebte noch die Freigabe des Sundes und den Frieden zwischen den Niederländern und Hanseaten (Ende 1524), aber keine Rückkehr nach Dänemark. Am 18. Januar 1526 ist sie gestorben. Ihre Tante Margarete übernahm zum zweiten Male ein Haus von Waisenkindern.

Auch für Karl blieb die dänische Sache eine neue große Sorge. Er wollte die dynastischen Ansprüche seiner Familie in irgendeiner Form festhalten und ließ schon auf dem Verhandlungstage von 1524 von kaiserlicher Oberlehnherrschaft sprechen. Aber das machte nicht einmal den Hanseaten Eindruck, geschweige den Nordländern. Die Boten Margaretes verständigten sich im Interesse des niederländischen Handels noch „unter den Augen der kaiserlichen Vertreter“ mit deren dänischen Begnern, so daß schon jetzt mit peinlicher Deutlichkeit hervortrat, daß die wirtschaftlichen Wünsche der Erblande den Interessen der kaiserlichen Reichs- und Hansestädte unvereinbar gegenüberstanden.

Daß die deutschen Reichsstände die Wahl eines römischen Königs erwogen, ist angesichts der zunehmenden Beunruhigung der Lande nur zu verständlich. Denn es gärte in allen Ständen. Die Grafen, Herren und Ritter hatten den

Reichstag mit ihren Eingaben und Klagen bestürmt. Franz von Sickingen, in mehrfacher Hinsicht die modernste Erscheinung unter ihnen, ein Condottiere fast italienischen Stils, dem nur die reichen Auftraggeber fehlten, war aus dem kaiserlichen Dienst wieder ausgeschieden, ohne in seinen namhaften Restforderungen befriedigt zu sein. Er zog einen Schwarm erregter Ritter an sich und dazu Haufen von Landsknechten, die ihm wie früher zuliefen. Mit Huten zusammen beschäftigten ihn Pläne über die Einziehung des Kirchengutes zugunsten der wackeren Ritter. Es war sehr überflüssig, dabei von den Interessen deutscher Nation zu reden, und sehr mißbräuchlich, unter dem Titel „dem Evangelium eine Öffnung zu machen“ zu einem wilden Pfaffenkriege auszugehen, obwohl wir noch sehen werden, welche Rolle auch im formulierten Bekenntnis bald der Kampf gegen das geistliche Fürstentum spielen sollte. Nachdem Sickingen Herrn Richard von Greiffenklau, Erzbischof von Trier, im August 1522 die Fehde erklärt hatte, schlug er noch im September los. Nach der ersten Überraschung hielten sich die Bischöflichen. Dann kam Hilfe von den fürstlichen Genossen in Hessen und der Pfalz. Das Reichsregiment verurteilte die eine Selbsthilfe so gut wie die andere. Auch der Kaiser hatte Sickingen abgeschüttelt. Die Fürsten aber als die am meisten gesammelte Macht blieben siegreich. Die ritterlichen Häuser und Burgen wurden berannt und zerstört. Zuletzt der Landstuhl bei Kaiserslautern, wohin Sickingen sich zurückgezogen hatte. Als die Fürsten am 7. Mai 1523 die zur Ruine zertrümmerte und verbrannte Burg betraten, fanden sie den Sterbenden in einem Keller gebettet — das ergreifende Ende eines ganzen Standes, der sich in die Gegenwart nicht mehr finden konnte, soweit er sich nicht in den neuen fürstlichen Beamten- und Offiziersdienst einfügte.

Es ist hier nicht der Ort, die noch viel weiter um sich greifenden, unendlich vielgestaltigen, in ihren Wurzeln ebenso vielfältig genährten kleinbürgerlichen und bäuerlichen Bewegungen darzustellen, da der Kaiser sich nicht unmittelbar damit zu beschäftigen hatte; auch nicht anders von ihren Rückwirkungen betroffen wurde als durch die Verschärfung der Abwehrstimmung gegen die ketzerischen Bewegungen in den Niederlanden und in Österreich, sowie durch die Behinderung der Bewegungsfreiheit Ferdinands in Tirol, die den Venezianern nicht entging. Jede Formel, auf die man die Bewegung des sogenannten Bauernkrieges einseitig oder vorwiegend hat bringen wollen, ist unzulänglich. Es liegen wirtschaftliche, mehr noch soziale und gefühlsmäßige, in weitem Umfange auch politische Verhältnisse zugrunde. Die Auseinandersetzung mit den entstehenden Landesherrschaften übte auch hier einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Daß die allgemeine Stimmung der Nation, von der die Reformation

als Ganzes so gut Folge wie Voraussetzung genannt werden kann, an der Verallgemeinerung der Bewegung und der Formulierung der bäuerlichen Forderungen auf das Stärkste beteiligt war, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Der Vergleich des deutschen Bauernkrieges mit der etwas älteren, ganz vorwiegend politischen Bewegung der castilischen Comuneros und mit der noch schärferen Germania in Valencia, in die auch Klassengegensätze hineinspielten, ist sehr lehrreich für das immerhin vorwiegend agrarische und primitiv religiöse Wesen der Bewegung in Deutschland. Hörte man im Jahre 1522 aus dem Elsaß schon von dem „Aufgang des Bunschuhs“, das heißt der Bauernsache, die dies Symbol der Bauerntracht auf ihre Fahnen setzte, so züngelten im Oberland noch im Laufe der Jahre 1523 und 1524 an manchen Stellen kleinere Erhebungen auf, um im Winter 1524/25 in die ganz Südwest- und Mitteldeutschland ergreifenden Unruhen einzuströmen. Kriegsgewohnte Landsknechte in den Bauernhaufen machten diese zeitweise furchtbar. Aber der Mangel an Führung ließ auch diese Erhebung vor dem entschlossenen Auftreten der Fürsten im ganzen Bereich von der Donau bis zum Mittelrhein zusammenbrechen. Es ist für unseren Zusammenhang wichtig, erneut festzustellen, daß die alte Stütze der bayerischen und habsburgischen Macht, der Schwäbische Bund, sich dabei als überaus wirksames politisches Instrument, auch zur Behauptung Württembergs bewährte — wirksamer als der Regensburger Konvent süddeutscher Bischöfe mit Bayern vom Juli 1524, den Karl im Herbst durch Ferdinand belobte.

Niederdeutschland war zur Zeit weder von der dänischen Sache noch von dem Bauernkrieg ernstlich in Mitleidenschaft gezogen. Auch die kriegerischen Wirren in den Niederlanden, vor den Toren des Bistums Münster, zuckten höchstens nach Ostfriesland hinüber. Noch weniger die religiösen Erregungen, an denen es in den Niederlanden so wenig fehlte, wie in dem übrigen Reich. Allerdings wütete der innere Krieg in den nördlichen Gebieten jahrelang auf das Entsetzlichste, aber aus anderen Gründen. In Friesland mußte die ganze Arbeit Herzog Albrechts in den Tagen Maximilians noch einmal gemacht werden. Aber die Energie des Georg Schenk von Lautenburg und des Josse von Crueningen wurde endlich der Lage und der unaufhörlichen Quertreibereien der Geldrischen Herr. 1522 konnte Dverysse, 1524 Friesland befriedet den Niederlanden wirklich einverleibt werden. Ungünstiger stand es um den alten französischniederländischen Grenzkrieg in Artois. Diese Grenzgebiete waren seit mehr als einem Menschenalter ebenso sehr der Schauplatz französisch-englischer Auseinandersetzungen, wie ein umstrittenes Glied von Burgund.

Damit kehren wir zu den europäischen Dingen zurück.

Wolseys staatsmännische Einsicht hatte seinem Lande den Frieden erhalten wollen. Das war ihm, wie wir gesehen haben, nicht gelungen. Der Krieg sollte aber wenigstens bis 1523 oder gar bis 1524 hinausgeschoben werden; so wollte es ja auch jener Staatsrat von Brügge. Die höfischen Feste und persönlichen Besprechungen der Monarchen und ihrer Umgebung scheinen das alles aber wieder über den Haufen geworfen zu haben. Gereizt durch das englandfeindliche Auftreten des Herzogs von Albany in Schottland, mehr vielleicht noch durch die gehobenen eigenen Stimmungen, hatte man den Krieg in Artois und Picardie noch im Herbst 1522 recht eigentlich wieder vom Zaun gebrochen. Englische Truppen unter Graf Surrey, und niederländische unter Büren, drangen nach vergeblicher Belagerung von Hesdin tief in das wehrlose Land ein, bis der Winter, Krankheiten und Verbrauch der Mittel das Heer zu ruhmlosem Rückzug zwangen — wirklich einer jener zwecklosen, schlecht überlegten und darum erst recht kostspieligen Kriegszüge dieser Jahre. Margarete hatte ihre liebe Not bei den Verhandlungen über die Kriegskosten mit den Ländern und noch mehr mit den Generalstaaten im Frühjahr 1523 zu Mecheln. Ihre zornige Energie wollte die Stände, insbesondere die widerstrebenden Städte von Brabant, mit Gewalt zwingen und beging dazu noch die Unvorsichtigkeit, über die Köpfe der hohen Herren vom Staatsrat weg zu regieren, was ihr früher und später bittere Auseinandersetzungen eintrug. Wolsey aber suchte aus dem französischen Krieg um so rascher wieder herauszukommen, als schon im September 1522 auch von Schottland aus ein auf den ersten Blick ernsthafter Angriff auf England erfolgt war. Dieser kam dann zum Stehen. Aber die Kriegslust Heinrichs VIII flammte alsbald wieder mächtig auf, als sich die Anzeichen dafür mehrten, daß der erste Pair von Frankreich, der Eroberer von Hesdin, der Connétable Karl von Bourbon, sich gegen seinen König erheben werde, um an der Seite von England und Spanien die Krone Frankreichs zu zerbrechen.

Der Kaiser in Spanien

Karl hatte sich inzwischen ganz seinen spanischen Königreichen zugewandt. Er sollte nun volle sieben Jahre, vom Sommer 1522 bis zum Herbst 1529, in Spanien weilen, und man pflegt zu sagen, daß er in dieser Zeit zum Spanier geworden sei. Das ist nur bedingt richtig.

Denn auch Spanien war von der burgundischen wie von der italienischen Kultur berührt und erfuhr diesen Einfluß täglich. Der Chronist Santa Cruz

gibt für den Anfang dieser spanischen Jahre eine sehr ausführliche Beschreibung von Karls äußerer Erscheinung, allen seinen Körperteilen in ihren Farben, Formen und Proportionen, das echte Erzeugnis dieses Zeitalters, das „die Welt und den Menschen“ entdeckt hatte, und sich, etwa in dem Buche des Firenzuola „Von der Frauenschönheit“, nicht am wenigsten an der formalen Wohlgestalt des menschlichen Körpers weidete und dabei mit einer überall bemerkbaren Wiederanknüpfung an die Gotik aus der sichtbaren Hülle auf die Seele zu schließen geneigt war. Karl war beim Betreten Spaniens von dem venezianischen Gesandten Gasparo Contarini mit der Hoffnung begrüßt worden, daß seine siegreichen Waffen eines Tages auch in Konstantinopel einziehen möchten; dieser nachdenkliche Renaissance-mensch wurde später als Laientheologe und Kardinal einer der Wegbereiter der Gegenreformation. Ein noch glänzenderer Vertreter der eben damals ihren Scheitelpunkt erreichenden Hochrenaissance, Baldassare Castiglione, der Verfasser des Cortigiano, der sich so gut mit Firenzuola wie mit Contarini berührte, sollte bald als päpstlicher Nuntius am Kaiserhof weilen. Es dauerte auch nicht lange, daß Karl zwischen die feingliedrigen maurischen Bauten von Granada, die wie Teile der Natur anmuten, das selbstbewußte Menschenwerk eines Renaissancepalastes setzte.

Der burgundische Ritter wurde also nach Schicksal und Umgebung auf dem Boden Spaniens fast zu einer Art Träger der Renaissance, gewiß gar nicht berührt von ihrem Heidentum, wohl aber von ihrer Steigerung alles Menschlichen, die in den heroischen Stil der Gegenreformation hinüberleitete. Die höfisch ständische Distanzierung des burgundischen Zeremoniells wurde nach Spanien übernommen, aber seine fröhliche Buntheit wich langsam einer gemessenen Feierlichkeit, wie denn schon Castiglione dem schwarzen Kleid der Spanier den Vorzug der Vornehmheit gab. Karl war nun mehr als Ritter oder Herzog oder Kaiser in dem formlos romantischen Sinne Maximilians. Seine Minister sprachen ihn an als *Sacra Caesarea Majestas*, als „Eure geheiligte kaiserliche Majestät“. Sie trugen selbst mit die Schuld an der Übersteigerung des monarchischen Selbstgefühls ihres Herrn, aber sie hatten noch soviel innere Freiheit, daß sie darüber klagten, ja, daß sie ihm selbst ins Gewissen redeten.

In seiner Umgebung hatte sich allerlei verändert. Der Hofstaat in seiner Umständlichkeit war geblieben, trotz des Wechsels der Personen. Nassau war noch da als erster Kämmerer an Stelle Chievres'; aber daß er, zum zweiten Male Witwer, jetzt unter altburgundischem Prunk mit Banketten und Turnieren eine vornehme Spanierin heiratete, Mencia Mendoza, Marquesa von Benete, deren

Vater wir schon in Valencia kennengelernt haben, darf als symbolisch für die innere Umbildung von Karls nächstem Kreise angesehen werden. Auch dieser Kreis baute sich nun neu aus burgundischen und spanischen, kaiserlichen und Renaissancezügen auf. Der in gotischer Bildhaftigkeit und italienischer Kaiserherrlichkeit denkende Gattinara wurde erst recht die charakteristische Figur des bei allen spanisch-burgundischen Elementen doch universell gearteten Hofes. Die Spanier selbst begannen, sich im Glanz des Kaisertums zu sonnen; überall findet man noch heute das große kaiserliche Wappen an den spanischen Gebäuden und Denkmälern.

Noch ein Letztes ist bemerkenswert. Der alte Turnierfreund Lannoy war schon im April 1522 nach dem Tode Cardonas (10. März) als Vizekönig für Neapel bestimmt; die anderen vornehmen Burgunder aber sind in ihrem Lande geblieben. Die spanischen Granden, die Mitglieder des Hochadels, der nach eingehenden genealogischen Prüfungen durch Karl auf zwanzig castilische Familien mit etwa fünfundzwanzig Majoratstiteln festgelegt wurde, standen in Ehren, wurden aber vom Rat ferngehalten. Dafür sind nun in der Umgebung des Kaisers der weniger selbstbewusste, aber viel leichter dem Fürstendienst und dem staatlichen Denken ergebene Kleinadel und das alte vornehme Beamtenum vorherrschend geworden. Wir werden bald einer geheimen Ratssitzung beiwohnen, in der uns außer Nassau und Gattinara noch Charles de Poupet, Herr von La Chaulz, einer der ältesten Diener Karls, Gérard de Pleine, Herr von La Roche, Enkel eines altburgundischen Kanzlers, Laurend Gorrevod, den Margarete aus der Franche Comté mitgebracht hatte, und als einziger Spanier Hernando de Vega begegnen. Ein Deutscher war nicht darunter; überhaupt ist die angebliche Vertretung aller Länder im Staatsrat ein Irrtum. Als Sekretäre traten der Niederländer Lalemand, Seigneur de Bouclans, und der Spanier Francisco de los Cobos, der allerdings eine Mendoza heiratete, immer bedeutender hervor. Lalemand behauptete sich in seiner hohen Vertrauensstellung bis zum Spätherbst 1528, wo er unter dem Verdacht der Schädigung kaiserlicher Interessen plötzlich verhaftet wurde und ausschied. Cobos dagegen stieg zum Staatssekretär für Spanien und ersten Berater Karls in Finanzsachen auf.

Die Verfassungen von Castilien und Aragon waren, nicht nur im einzelnen, mannigfach verschieden. Die Cortes von Aragon bestanden aus vier Ständen und waren sogar nach den Teilreichen Aragon, Cataluña und Valencia verschieden; Karl gewöhnte sich daran, sie nicht einzeln in den Hauptstädten abzuhalten, sondern sie in Monzon an der Cinca, nordwestlich von Lerida, zusammen-

zufassen. Ihre Verhandlungen drehten sich zumeist um Geldbewilligungen und Gegenbitten der Stände; diese waren voll von Wiederholungen und sind im allgemeinen weniger lehrreich als umständlich, auch in ihrem schriftlichen Niederschlag. Die Cortes von Castilien, die uns früher näher beschäftigt haben, bestanden nur aus den Vertretern der 18 Cortesstädte, was dazu noch eine sehr ungleiche Beteiligung der einzelnen Landschaften bedeutete. Aber ihre häufigen Tagungen, die Bewilligung der schon früher gewünschten Tagegelder für die Abgeordneten, die Bestellung einer Deputacion der Cortes am Hofe für die Pausen zwischen den Cortes tagungen hielten doch den König in immer engerer Beziehung mit seinem Volke. Ihre Verhandlungen gaben Gelegenheit zur Darlegung der Gesichtspunkte, die Karl leiteten, auch in der auswärtigen Politik, und erfüllten die Spanier vollends mit den größten Vorstellungen von ihrer Weltmission. Demgegenüber bleiben technische Einzelheiten, wie die Ablösung der alten Alkabela durch die Kopfsteuer, das Encabezamiento und deren wechselnde Regelung untergeordnet.

Die königliche Verwaltung im Sinne eines Innenministeriums lag je bei dem Rat von Aragon und Castilien. Die Finanzverwaltung bei den Contadores mayores, den Großzahlmeistern, und dem Consejo de la hacienda, dem Finanzministerium. Die auswärtigen Angelegenheiten verblieben dem Kabinett, also dem Großkanzler und dem Staatsrat, im Grunde dem Kaiser persönlich. Denn auch der Staatsrat war nicht ein Außenministerium, sondern nur die engste Beratung des Monarchen, bei dem die Fäden des Gesamtreiches zusammenliefen. Dabei hatte sich Karl seit dem Tode Chievres' angewöhnt, auch die kleinen Angelegenheiten des Dienstes selbst in der Hand zu behalten, was seine Umgebung oft genug zur Verzweiflung brachte, da er weder ein rascher Arbeiter noch ein leicht entschlossener Mensch war. Seine Vertrauten, besonders im Goldenen Vlies, sollten das später noch oft an ihm rügen.

Ein dringender Wunsch der Spanier war längst die portugiesische Heirat. Seit Jahren verhandelte der Sekretär Barroso darüber in Lissabon. Seine Berichte sind deshalb von einer ermüdenden Eintönigkeit, weil er seit Jahren immer dasselbe sagen mußte: daß der König von Portugal, Don Emanuel, die Verbindung seiner Tochter Isabella mit dem Kaiser sehr wünsche, daß er auch, von Barroso fortwährend getrieben, zu der stattlichen Mitgift von einer Million Dukaten bereit sei, einen Teil sogar vor der Hochzeit zahlen wolle, daß es nur der nötigen Vollmachten bedürfe, natürlich auch der Lösung von Frankreich — wofür später die Furcht vor der englischen Bindung eintrat —, end-

lich, daß der König auch bereit sei, mit dem Abschluß zu warten, bis Karl nach Castilien zurückgekehrt sein werde.

Von der Königin Eleonore mußte der Gesandte viel Freundliches zu berichten. Im Juni 1521 war ihr eine Tochter geboren, aber schon am 13. Dezember verwitwete sie. Neben die Sorge um die Verbindung Karls mit Isabella war darüber diejenige einer Verbindung des jungen Königs mit der Infantin Katharina getreten, obwohl Barroso zunächst mit erschrecklicher Nüchternheit bemerkte, daß eine Verbindung der Königin-Witwe mit ihrem Stiefsohn vom Standpunkt der Versorgung aus wohl das beste und billigste sei. Von französischen Intrigen und der Verbindung mit Savoyen wird beiläufig erzählt. Wie konnte Karl jetzt, wo die englische Freundschaft scheinbar ihre tiefste Blüt erhalten hatte, das feierliche Verlöbniß mit der Prinzessin Mary ohne die allerdringendsten Gründe lösen? So wurde ein Hinausschieben in dieser wichtigsten dynastischen Frage zunächst die Lösung.

Die große Instruktion für La Chaulz nach Portugal vom Frühjahr 1522 enthielt wohl die Bitte Karls an den jungen König, einstweilen nicht über seine Hand zu verfügen und womöglich in das große Bündnis mit England, Dänemark und den Jagiellonen gegen die Türken einzutreten; aber nur in der Entschuldigung für seine enge Bindung an England wegen Sicherung seiner Überfahrt lag eine leise Andeutung des Wunsches nach seiner eigenen Verbindung mit Portugal. Außerdem ließ Karl seine Schwester Eleonore gelegentlichst empfehlen als diejenige, die er „am meisten auf dieser Welt liebe“.

Das nächste Anliegen der spanischen Regierung mußte die Vereinigung der im wesentlichen überwundenen inneren Unruhen sein. Am 2. November 1522 verkündete Karl in Valladolid in pomphafter Schaustellung sein Urteil über die Vorkämpfer der Comuneros. Er lasse Milde walten, sagte er, aber 290 namentlich aufgeführte Schuldige seien noch dem Arm der Gerechtigkeit zu übergeben. Soeben waren in Palencia sieben Mitglieder der Heiligen Junta hingerichtet. Früher und später wurden jedoch dem Könige Milde und Gnade empfohlen, er machte auch davon Gebrauch, zeigte aber grundsätzlich auf dem Gebiete der Rechtspflege dieselbe Peinlichkeit, die wir an ihm in den Niederlanden bei anderen Dingen beobachtet haben.

Im übrigen redete man darüber, daß bei den vielen Vornehmen und Begüterten unter den Verurteilten der Staatschatz aus den Konfiskationen einen ungeheuren Gewinn haben werde. Das Unheimlichste blieb, daß die Vollstreckung vielfach unbestimmt hinausgeschoben wurde; viele der Excepuados weilten im Auslande; Barroso verhandelte darüber in Portugal;

ein Kundschafter Gattinaras in Frankreich mußte nach Pedro Lago, Hernando de Avalos und Juan de Mendoza fragen. Nach Jahr und Tag begann man aber, ihnen die Begleichung der politischen Schuld durch Abfindung zu gestatten. Aus Konfiskationen wurden im übrigen auch die Opfer der Unruhen entschädigt.

Im Aufstandsgebiet der Germania tauchte infolge der Zwangstaufen an den Moriscos die alte Frage der Rückfälle in den Irrglauben und somit die Notwendigkeit ihrer endgültigen Bekehrung wieder auf. Hier waren also so gut die Empörer wie ihre Opfer der Justiz zu überweisen. Diese Doppelaufgabe furchtbarer Art legte Karl nach langem Zögern im Dezember 1523 in die Hände der Königin-Witwe Germaine, die einst den Markgrafen von Brandenburg geheiratet hatte und nun Bizkönigin von Valencia wurde an der Seite ihres dritten Gemahls, Don Fernando de Aragon, Herzogs von Calabrien. Im Januar 1524 erfolgten hier wirklich ausgedehnte Verhaftungen und Hinrichtungen. Aber die Beilegung der Kämpfe mit den aufständisch gewordenen Moriscos, die sich zum Teil in unwirtliche Waldreviere zurückgezogen hatten, ging blutig und erregend noch durch Jahre.

Adrian und Italien

Adrian von Utrecht hatte Spanien als Papst verlassen. Wir erinnern uns an den besonders herzlichen Gedankenaustausch zwischen Lehrer und Schüler, der nunmehr Papst und Kaiser dauernd zu verbinden schien. Indessen erschwerte die Gewissenhaftigkeit des Kirchenfürsten das politische Zusammengehen mit dem Kaiser gegen andere Glieder der Christenheit. Es war zu fürchten, daß Adrian einer Fortführung der italienischen Politik Leos X wenig Verständnis entgegenbringen würde, zumal angesichts der Türkennot.

In der Tat begann bald in der großen Politik ein eigentümliches Wechselspiel zwischen den Vordergrunds- und den Hintergrundsfiguren der Weltbühne. Im Vordergrund agierten Papst und Kaiser in heroischer Haltung; der Papst sehr moralisch, auch der Kaiser im Vollgefühl seines Rechtes, da er sich in den italienischen Krieg gegen Frankreich recht eigentlich als Bundesgenosse des letzten Papstes mit hineingetrieben fühlte. Durch La Chaulz verlangte er die Erneuerung des Bündnisses; Adrian glaubte das nicht verantworten zu können.

Im Hintergrunde der unruhige Kampf um Mailand und seine Rückwirkung auf das Kardinalskollegium und die Staaten. Wir haben bisher von den tieferen Zusammenhängen dieses Kampfes noch kaum gesprochen, müssen deshalb hier nachholen, daß der Kampf um Mailand mit demjenigen um Neapel vom Jahre 1494 an in unlöslichem Zusammenhange stand. Lodovico il Moro von Mailand hatte einst den Zug Karls VIII gegen Neapel so sehr gefördert, weil sein Nefte, der legitime Erbe von Mailand, als Schwiegerohn Alfonsos von Neapel gerade von hier aus Beistand erwarten durfte. Inzwischen hatte sich Ferdinand von Aragon als glücklicherer Konkurrent an der Abwicklung des neapolitanischen Bankerotts beteiligt, und Ludwig XII von Frankreich sich dafür als später Nachkomme einer Visconti durch Mailand entschädigt. Dieses aber war Lehen des Reichs und spielte deshalb in der französischen Politik Maximilians dauernd eine wichtige Rolle. Wir erinnern uns des Lehnaktes von Hagenau 1505 für Ludwig XII, Karl und Claudia. Überdies war sich das ganze italienische Staatensystem durch die Einfälle der französischen Könige sowohl seiner Schwäche, wie seines natürlichen Zusammenhanges bewußt geworden; das Papsttum, Venedig und die kleineren Mächte begriffen, daß die erfolgreichen Einfälle großer Potentaten ihnen allen das Leben kosten konnten. Mehrfach wurden die Franzosen aus Italien wieder verdrängt, stets aber nur, nachdem man die andere Großmacht, Spanien, mit in das Bündnis gezogen hatte. Das war vor allem 1512 mit der Auswirkung geschehen, daß gegen die auf Frankreich gestützte Volksherrschaft in Florenz mit spanischer Hilfe das Haus Medici wiederhergestellt wurde.

Eben deshalb bedeutete es ein Abweichen von der natürlichen Gruppierung, daß Leo X Medici sich dem Sieger von Marignano 1515 ergeben hatte, und insofern war es nur natürlich, daß er nach der Kaiserwahl die Möglichkeit eines Bündnisses mit Karl V ergriff, um die Franzosen wieder aus dem Besitz von Mailand zu verdrängen. Es bedeutete die letzte Freude seines Lebens, daß die alliierte Armee unter Colonna und Pescara am 19. November 1521 in Mailand einmarschierte — nicht nach besonderen Heldentaten, sondern weil sich die französischen Truppen demoralisiert zeigten, und die Mailänder ihrem angestammten Herrn, Francesco Sforza zustrebten.

Nach dem Tode Leos X hörten aber die Geldzahlungen an die Armee auf, Lautrec faßte sich wieder, und die Schweizer, erregt über allerlei innere Vorgänge und von Frankreich sehr klug und großartig behandelt, rüsteten ein Heer zur Wiedergewinnung Mailands. Auch in Rom und sonst in Italien schien die Furcht vor einem an der Seite Adrians übermächtigen spanischen Kaiser

verbreitet. Zusammen mit seinen Schweizern und Venezianern zog Lautrec wieder vor Mailand. Aber auch deutsche Landsknechte unter Georg von Frundsberg waren im Anmarsch. Jetzt geschahen wirklich einige bedeutende Operationen zwischen Mailand und Pavia. In ihrem Verlauf gewann Colonna eine feste Position im Park von Bicocca. Die Schweizer unter Albrecht von Stein und Arnold Winkelried drängten ungestüm zum Angriff; „wir wöllint dran“, schriegen sie. Gegen die Überzeugung Lautrecs kam es am 27. April 1522 zum Sturm auf die Spanier und die deutschen Landsknechte. Von Mailand aus wurde rechtzeitig eingegriffen und der französische Ansturm vollends zum Erliegen gebracht. Es war die erste große und blutige Schlacht dieser Jahre, der erste ganz große Erfolg deutscher Landsknechte, sogar gegen die Schweizer. Lautrec zog sich nach Frankreich zurück, Lescun versuchte wenigstens einige Plätze im Mailändischen zu halten. Aber fast selbstverständlich war dem Ereignis von Bicocca auch die Einnahme von Genua durch Pescara und Colonna gefolgt, am 30. Mai 1522. Ein Entsatz durch Pedro Navarro mit französischen Schiffen scheiterte, er selbst und der Doge Fregoso wurden gefangen. Antonio Adorno wurde wieder Doge von Gnaden des Kaisers.

Was war natürlicher, als daß Karl im Sommer und Herbst 1522 gar nicht begreifen wollte, daß gerade jetzt sein alter Freund Adrian keinen Anteil zu nehmen schien an seinen Triumphen, auch nicht an seinen Sorgen, während der Papst mit seinen im besten Sinne pastoralen Ermahnungen zum Frieden, zum Entgegenkommen in Navarra und in Italien, bei Karl nur immer bittere Enttäuschungen auslöste. In beweglichen Worten legte ihm der Papst seine Kummernis wegen des Vordringens der Türken zu Wasser und zu Lande ans Herz, warb für die Freigabe des Pedro Navarro zur Vermittlung mit Frankreich, verteidigte sich gegen den Vorwurf, daß er den König von Frankreich so lieb habe wie den Kaiser, und wunderte sich über die angeblich unverföhnliche Haltung von England. Als er dann im neuen Jahre von dem Fall von Rhodos erfuhr, kannte sein Ingrimm über die Haltung der Christenheit keine Grenzen mehr, und seine Vorwürfe wurden jetzt auch maßlos in der Form.

Der Kaiser schien immer betretener. Auf den letzten Tadel zu antworten, hielt er nicht für angemessen. Er beauftragte seinen Gesandten, den Herzog von Cessa, nur zu mündlicher Zurückweisung. Zwischendurch, am 10. Januar 1523, faßte er noch einmal seine Meinung eindrucksvoll dahin zusammen, daß nicht er, sondern Frankreich der Unruhmstifter in der Christenheit sei, daß Frankreich höchstens zu Anfang dieses Pontifikats, als man allgemein erwartete,

der neue Papst stehe auf seiten des Kaisers, ein gewisses Entgegenkommen gezeigt habe. Nachdem aber der Papst mit seinen Friedensvorschlägen hervorgetreten sei, vermute der König ganz natürlich, daß der Kaiser dergleichen brauche, und so werde er vollends überspannt in seinen Forderungen; ja, der König werde den Krieg in Italien gerade darum mit erneuter Kraft beginnen, und dieser Krieg werde schlimmer sein, als alle früheren und den Türken die erwünschte Gelegenheit geben, weiter in die Christenheit einzubrechen. Er bedauere deshalb die angeborene Güte des Papstes, „denn es ist klar, daß, wenn Eure Heiligkeit dem Könige von Frankreich offen erklären würden, daß Sie sich auf keinen Fall von dem Kaiser trennen könnten, ja, daß die beiden höchsten Gewalten der Christenheit unter allen Umständen zusammengehörten, und daß man Eure Heiligkeit auch zur Verteidigung Italiens an unserer Seite finden werde, da Sie darin Ihre Pflicht als Hirt und Vater erfüllten, so ist kein Zweifel, daß dann der König von Frankreich, und nur dann, zu gerechten und vernünftigen Bedingungen bereit sein wird. Wir bitten Eure Heiligkeit in Ihrer großen Klugheit, das alles wohl zu bedenken, bevor es zu spät ist“.

Es war zu spät. Denn zu allem Überfluß sollte der Papst an Frankreich eine herbe Enttäuschung erleben, aber erst einlenken, als schon viel verloren war. Franz I beteuerte im Gegensatz zum Kaiser neuerdings sehr laut seinen Friedenswillen. Während das Haupt der Kaiserlichen, der Kardinal Medici, grollend in Florenz saß, schien der Führer der französischen Kardinäle, Coderini, den entscheidenden Einfluß zu besitzen, bis eines Tages Medici in den Besitz von Briefen Coderinis gelangte, aus denen sich eindeutig ergab, daß dieser einflußreiche Kuriale unter trügerischem Schein der eigentliche Träger französischer Kriegspolitik war, daß er auf das persönliche Eingreifen Franz' I in Oberitalien drängte und es durch eine Verschwörung in Sizilien unterstützen wollte. Adrian war besonders erbost, daß ein Kardinal der römischen Kirche verräterisch seine heißen Friedensbemühungen so freventlich durchkreuzte und ihn, den Papst, trotz seiner gebliffentlichen Neutralität noch als Parteigänger des Kaisers hinstellte. Er ließ den Kardinal sofort verhaften und in der Engelsburg festsetzen. Am 30. April verkündete er einen allgemeinen Waffenstillstand in der ganzen Christenheit auf drei Jahre. Karl, der mittlerweile, sei es in der Hoffnung auf verstärkte päpstliche Zuwendungen, sei es aus der Einsicht in die eigene Lage, auch seinerseits Friedenserbietungen gemacht hatte, trug den Gewinn davon. Die päpstliche Freundschaft wurde ihm nun wieder offen zugewandt, und er erhielt außer anderen Verleihungen am 3. Mai die sehr wichtige Vereinigung der drei Großmeisterchaften von Santiago, Alcantara und Calatrava mit der Krone.

Gleichwohl war die Lage des Kaisers nichts weniger als glücklich. Aus allen seinen Reichen kamen bedenkliche Nachrichten, und nirgends gab es Geld. Da er alles selber machen wollte, Finanzen, Kriegführung, Personalien und, wie La Roche im Januar 1523 der Erzherzogin Margarete klagte, von keiner Seite Rat annahm, sondern verfügte, „wie Gott es ihm gerade eingab“, so blieb natürlich vieles liegen, anderes ohne die nötige Überlegung. Die Franzosen besaßen noch immer die Kastelle von Mailand, Cremona, von Suenterrabbia und Hesdin. Nun schien es allerdings im Februar, daß wenigstens das Kastell von Mailand zur Übergabe reif wurde. Für diesen Fall erging an Colonna die Weisung, es möglichst in den Händen des Kaisers zu halten. Die Weisung kam glücklicherweise zu spät, und Colonna verhehlte dem Kaiser nicht, daß der Eindruck einer kaiserlichen Befehung auf die Venezianer sehr ungünstig gewesen wäre, zumal man gerade sie gegen die Franzosen gewinnen wollte. Noch mehr hätte sie Francesco Sforza stußig machen müssen.

Die Frage der Befehung Mailands sollte darüber hinaus ein Mittel zur politischen Erziehung des Kaisers werden, da sie Gattinara zu einer erstaunlich freimütigen Denkschrift anregte, die den Kaiser aus seinen Träumen erwecken und ihn bestimmen sollte, Italien nicht unmittelbar, sondern durch Anerkennung bestehender Rechte nur um so sicherer zu beherrschen. Der Kanzler sah im übrigen noch deutlicher, als es La Roche der Erzherzogin zu sagen wagte, in dem zur Schau getragenen Hochmut des Kaisers die noch nicht überwundene innere Unsicherheit.

In seiner Art begann er mit dem Worte des Psalmisten, die Sorgen um das Haus des Herrn verzehrten ihn. Eben deshalb leide er schwer unter der Unübersichtlichkeit der Geschäfte, zumal das einmal Beschlossene ja doch nie ausgeführt würde. Der Kaiser wolle offenbar seinem Großvater Maximilian nachfolgen, der bei aller seiner reichen Begabung so unschlüssig war, daß man ihn den schlechten Gärtner nannte, da er die Früchte nie zur rechten Zeit erntete. Gewiß bestand damals, gab der Kanzler zu, wie jetzt, der Mangel an Geld, aber eben hier sei deshalb einzusehen, insofern nun endlich eine Übersicht über Einnahmen und Ausgaben gemacht werden müsse, wie es das Gutachten des Alonso Guttierrez vorsehe. Die Zentralisierung sei besonders in diesem Punkte unumgänglich. Neue Hilfsquellen würden vielleicht die Cortes erschließen, aber jede Versammlung der Cortes sei daneben auch dazu da, die Herzen der Untertanen zu gewinnen. Er wolle gern eine Proposition entwerfen, die, in gutem Castilianisch vorgetragen, von einigen freundlichen Worten des Kaisers selbst begleitet sein müsse. Im übrigen könne man große Politik auch treiben mit

wenig Geld, wenn man nur den Glauben erwecke, daß man umfassende Rüstungen vorbereite. Genua und Mailand ließen sich außerdem ohne erhebliche Kosten halten. An ihnen hänge allerdings der Besitz von Neapel und Sizilien, sowie der Respekt der Venezianer. Von dieser festen Stellung in Italien aus aber könne man den Türkenkrieg großen Stils leisten.

„Nur, Sire, muß ich Euch um Gottes willen bitten, daß Ihr weder im Rat noch außerhalb, weder im Scherz noch im Ernst, überhaupt auf gar keine Weise vor Eurer Anwesenheit in Italien verlauten laßt, daß Ihr die Absicht habt, das Herzogtum Mailand in eigenen Besitz zu nehmen; deshalb auch die Kastelle nicht in die Hand der Spanier, überhaupt nicht aus dem Besitz des Herzogs gebt. Man darf von solchen Dingen auch noch so geheim nicht reden, denn die Wände haben Ohren, und die Diener reden weiter. Wenn Ihr später im Lande seid und alles überblickt, und es dann etwa doch für gut findet, das Herzogtum selbst in die Hand zu nehmen — dann, aber nicht eher, werde ich Euch Mittel und Wege dazu eröffnen. Man darf in diesen Fragen Don Juan Manuel nicht folgen, denn er versteht sich nun einmal nicht auf italienische Dinge.“ Wenn der Kaiser die Geschäfte gehen lasse wie bisher und täglich vom lieben Gott Wunder erwarte, dann müßte er bitten, ihn aus der Sorge um die Finanzen und die Kriege zu entlassen, damit er nicht die Mitschuld trage an dem Verkehrten, das täglich geschehe. Andernfalls freilich wolle er im Dienst ausharren, bis er eines Tages den gekrönten Kaiser auf seinem Thron erblicke und sagen könne: Nunc dimittis servum tuum, domine.

Gattinara arbeitete mit vorbildlicher Hingebung. Es ist erstaunlich zu sehen, daß die zum Teil sehr umfangreichen Konzepte in allen wichtigen Angelegenheiten von seiner eigenen feinen Humanistenhand stammen. Ob er als Herrscher nicht auch Fehler gemacht haben würde, läßt sich nicht beantworten. Sicherlich vermied er sehr viele Torheiten seiner Vorgänger in der Beratung des Fürsten und in der Führung der Geschäfte. Entsprechend dem Rat seiner Denkschrift entwarf er eine Proposition für die Cortes, die im Juli 1523 zu Valladolid zusammentraten, und leistete schon damit einen wesentlichen Beitrag zur inneren Verschmelzung der Politik seines Herrn mit den Stimmungen dieses Landes.

Die Thronrede anerkannte die Mißgriffe der früheren Regierung, schob sie auf die Jugend des Herrschers, auf die Landfremdheit und den Mangel an staatsmännischer Einsicht bei seinen Ministern. Echt humanistisch ließ er den Kaiser seine Vorbilder suchen bei Alexander, Cäsar, Trajan und Titus. Er erklärte den Frieden für das höchste Gut auf dieser Erde, unterließ es auch

nicht, die Charakteristik der Gegner des Kaisers den spanischen Begriffen anzupassen. Der König von Frankreich begünstigte die Lutheraner. Den Verlust von Suenterrabbia empfinde der Kaiser als eine Kränkung der Ehre Spaniens und seiner selbst. Franz I begünstigte auch die Türken, während doch in dem Eintreten für den reinen christlichen Glauben die vornehmste Aufgabe des Herrschers liege. Da nun Gott Seiner Majestät die höchste Würde dieser Welt verliehen habe, das römische Kaisertum, so werde sie alles an die Verteidigung des heiligen Glaubens setzen, die eigene Person und alle Machtmittel; auch die christliche Religion und den Gottesdienst hier wie überall angelegentlich pflegen. Denn die spanischen Reiche seien nun einmal das Haupt und das vornehmste Glied aller seiner Herrschaften. Als Aufgabe der Cortes aber betrachte er im besonderen die Neuordnung des königlichen Rates, die Revision der höchsten Gerichte, die Tilgung der Schulden, die über eine Million Dukaten betrügen, den Rückgewinn von Suenterrabbia, Vorkehrungen gegen Türken und Mauren — das Meer zu reinigen von diesen räuberischen Hunden und der ganzen Christenheit den Frieden zu geben. „Die Hand Gottes ist über Seiner Majestät, der er Reiche und Siege verliehen hat. Sie wird auch mit den Spaniern sein, ihnen Frieden und Ehre in dieser Welt zu gewinnen vor allen Nationen der Christenheit.“

Der auf diesen Cortes als Prokuratoren der Städte hauptsächlich vertretene kleine Adel zeigte die größte Ergebenheit. Forderungen und Antworten spiegeln die Tagesfragen der Verwaltung, der Justiz und der Finanzen. In der gesamten Stimmung haben sich gerade diese waffenfrohen Schichten immer enger an das weltbeherrschende Königtum von Castilien angeschlossen, für sie selbst eine neue Vergewisserung ihrer höheren Berufung.

Im Hochsommer 1523 schienen die Dinge noch einmal unter der Führung von Kaiser und Papst wirklich diese gottgewollte Richtung nehmen zu sollen. Die Gefangensetzung des Kardinals Coderini hatte den König von Frankreich derartig erregt, daß er sich zu einem Pamphlet gegen den Papst hinreißen ließ, das in Jahrhunderten seinesgleichen suchte. Er bedrohte den Papst mit dem Schicksal, das sein Vorgänger Philipp der Schöne dem Papste Bonifaz VIII bereitet hatte, unter Aufzählung aller Verdienste des französischen Königtums gegenüber den Päpsten seit den Tagen Pippins. Die Päpste hätten stets in Frankreich den Rückhalt gefunden gegen die Übermacht des Kaisers. Er rühmte seine stete Friedensbereitschaft, reklamierte freilich in demselben Atemzuge Mailand für Frankreich. Er spottete über den geplanten dreijährigen Waffenstillstand und über die gleichzeitigen Bewilligungen des Papstes an seine Gegner.

Die Erinnerung aber an das Schicksal Bonifaz' VIII begleitete er mit den frivolen Worten „Eure Heiligkeit werden sich in Ihrer Klugheit danach zu verhalten wissen“.

Das Schriftstück ist einer jener Zornesausbrüche, die eine Lage unendlich zu verschlimmern pflegen. Trotzdem zögerte der Papst mit der Antwort noch aus Furcht vor einem Anschluß Frankreichs an die lutherische Ketzerei. Als aber Franz I alle Geldzahlungen nach Rom sperrte und damit wirklich die Politik Philipps des Schönen erneuerte, riß auch dem übergewissenhaften Papst die Geduld. Es kam zu entscheidenden Besprechungen mit Karl von Lannoy in Rom.

Der Papst rief auch die Hilfe Heinrichs VIII an. Während der Kaiser, England, Erzherzog Ferdinand und Venedig am 29. Juli in aller Stille ihr Bündnis zum Abschluß brachten, kam am 3. August das Bündnis derselben Machtgruppe mit dem Papst, dem Herzog von Mailand, dem Kardinal Medici für Florenz, mit Genua, Siena und Lucca zur Abwehr der Franzosen zustande. Eine neue heilige Liga! Das gemeinsam aufgestellte Heer, für das allein der Papst monatlich 15000 Dukaten zahlen wollte, wurde auf seinen Wunsch Karl von Lannoy unterstellt. Damit war man am Ende dieses Pontifikats idealer aber fruchtloser Bestrebungen wieder genau an dem Punkte, an dem man zu Ende der Regierung Leos X und Julius' II gestanden hatte.

Das Bündnis war die letzte politische Handlung Adrians VI. Er kränkelte, und seine Nerven waren den Aufregungen des letzten halben Jahres nicht mehr gewachsen. Am 1. September empfing er den aus Rhodos verdrängten Großmeister des Johanniterordens, Lillo d'Adam — es war wie ein Abschied von seinem irdischen Lieblingsgedanken. Vierzehn Tage später erlöste ihn der Tod.

Das Abenteuer Karls von Bourbon

Politische Erziehung des Kaisers. Papst Clemens VII

In die auf- und abwogenden Stimmungen des Kaiserhofes während dieses Frühjahrs und Sommers 1523, wo sich die tiefsten Sorgen mit den kühnsten Hoffnungen ablösten, fiel, ähnlich erregend wie in England, jene Nachricht von der geplanten Erhebung des Herzogs Karl von Bourbon gegen seinen König. Ein Vertrauter des Kaisers, Adrian von Croy, Herr von Beaurain, hatte mit ihm als Befehlshaber der französischen Truppen über die Freigabe seiner in Hedin mitgefangenen Mutter verhandelt und dabei die tiefe Unzufriedenheit

des Connétable über den König kennengelernt; es handelte sich um dessen Ansprüche auf die nach dem kinderlosen Tod von Bourbons Gemahlin Susanne de Beaujeu vertraglich der Krone, genauer Luise von Savoyen heimgefallenen Lehen. Der Connétable stand gegen seinen König. Man befand sich in Europa überall auf der Scheide zwischen den Zeiten, in denen der hohe Adel sich trotz aller Lehnformen dem Landesherrn gleichberechtigt und handlungsfrei fühlte, und denen einer geschlossenen Staatsauffassung, die eine solche Felonie als gemeinen Landesverrat betrachtete.

Bourbon täuschte sich und seine Freunde darüber, daß diese Auffassung in Frankreich ganz offenbar schon im Durchdringen war. Die politische Haltung der alten Herzöge von Burgund mit ihrer starken Verwurzelung in den deutschen Reichslehen, oder die späteren Bündnisse protestantischer Reichsfürsten mit Frankreich, kann man mit diesem lediglich aus privaten Motiven genährten Verhalten Bourbons nicht vergleichen. Ihm lag höchstens jene unverwüßliche vorstaatliche Lebensanschauung ungezügelter Herrentums zugrunde, das sich einer in Rechtsform gegebenen Machtentscheidung nicht fügen wollte. Bei den Höfen aber, die ihm in erstaunlicher Weise so bereitwillig Gehör schenkten, wirkte wohl die Autorität der ererbten Titel, und auch diese so stark nur unter der ohnehin aufs äußerste gespannten Hoffnung, dem völlig umklammerten Königtum der Valois durch eine Empörung im eigenen Lande das Ende zu bereiten. Daß dieser verräterische Grandseigneur, losgelöst von seinem Heimatboden, sehr wenig bedeutete, daß dagegen zur Vernichtung eines Königreiches sehr viel mehr gehörte als ein solches Abenteuer, scheinen sich die klugen Staatsmänner dieser ritterlichen Fürsten nicht klargemacht zu haben; oder sie sind gegen die Turnierstimmung ihrer Herren nicht aufgekommen.

Die Verhandlungen mit Bourbon spielten länger als ein halbes Jahr, ehe sie zum Abschluß kamen, und waren ebenso sehr begleitet von überschwenglichen Erwartungen, wie von Maßregeln eines unausrottbaren Mißtrauens, auch zwischen den beiden Höfen von Madrid und London. Anfang August konnte Louis de Flandres, Herr de Praet, kaiserlicher Gesandter in England, den Abschluß melden. Nach einem Vertrage vom 4. August verbanden sich der Kaiser, England, Erzherzog Ferdinand und Bourbon; sie verpflichteten sich alle, nichts ohne einander zu tun. Der Anspruch Englands auf die Krone Frankreich und auf die Lehnshulde Bourbons wurde erneut angemeldet, aber zu des Kaisers Entscheidung gestellt. Im übrigen soll Bourbon eine der Schwestern des Kaisers heiraten, in erster Linie Eleonore. Der Kaiser wird spätestens bis Ende August mit einer starken Armee auf Narbonne marschieren; außerdem

10 000 deutsche Landsknechte aufbieten, die ausschließlich Bourbon zur Verfügung stehen werden; der König von England gleichfalls im Laufe des August mit guten Truppen an der Küste der Normandie landen. Der Kaiser und England zahlen 100 000 Dukaten für die Truppen. Bourbon schien zu nichts verpflichtet als zum Verrat. Die Vereinbarungen waren zunächst zwischen Beauvain und Bourbon formlos getroffen; jetzt sollten sie alle Beteiligten binden.

Für Frankreich ließ sich die Lage auf den ersten Blick sehr gefährlich an; ebenso hoffnungsvoll für die Alliierten, hinter denen gerade jetzt das italienische Doppelbündnis stand.

Indessen, der großartige Empörer saß einstweilen still auf seinen Gütern im Gebiet von Forez westlich der oberen Loire. Von irgendeiner starken Anhängerschaft im Lande war keine Rede. Der König von Frankreich, dem längst Gerüchte zugekommen waren von Bourbons lichtscheuen Verhandlungen, traf sich mit ihm ohne Erfolg. Bourbon stellte sich krank, gab vor, dem Könige nach Italien folgen zu wollen, und blieb zunächst unbehelligt. Erst als über seinen Verrat gar keine Zweifel mehr bestehen konnten, wurde sein Gebiet umstellt. Doch entkam er als einsamer Flüchtling in abenteuerlicher Vermummung. Aber auch sonst wurde nichts erreicht, da die gewaltigen Pläne ganz miserabel vorbereitet waren. Das deutsche Landsknechtsaufgebot unter den Grafen Felix Werdenberg und Wilhelm Fürstenberg war zeitig zur Stelle und stieß an der oberen Marne bis Chaumont vor — es war ein Stoß ins Leere, da ihnen wider Erwarten niemand die Hand reichte. Ebenso blieb der englisch-niederländische „Vorstoß auf Paris“, der wirklich bis Compiègne gelangte, wie im Vorjahr, in einem sinnlosen Verwüstungsfeldzug stecken. Aus Karls spanischer Unternehmung gegen Südfrankreich ist ebensowenig etwas Rechtes geworden; es war unter diesen Umständen auch gleichgültig, daß er viel zu spät kam. Der Connétable von Castilien rückte nur eben über die Grenze von Navarra bis Sauveterre in das Béarn vor, um dann nach Fuenterrabia zurückzukehren.

Vielleicht war es die Beschämung über die Kläglichkeit dieser Leistung, die Karl noch im Oktober 1523 seinem „Bruder und Freund“ Bourbon sehr gnädig schreiben und ihm durch Bissy 100 000 Kronen zukommen ließ. Man mußte es sich auch gefallen lassen, daß ein Diener Bourbons, Jean de l'Hospital, noch Ende Dezember genau so prahlerisch wie sein Herr von der Angst des Königs von Frankreich schrieb, der seine Truppen von allen Seiten ins Land gezogen habe; daß die Bevölkerung von Toulouse nur auf den fremden Herrn warte und daß die Landsknechte ruhig hätten auf Paris marschieren sollen, da ihnen kein Widerstand begegnet wäre.

Am Kaiserhofe in Pamplona, wo man der Pyrenäenarmee einigermaßen nahe war, herrschte denn auch in diesem Winter nach dem Tode Adrians und bevor man noch von der Wahl und den Absichten des neuen Papstes Näheres wußte, eine ziemliche Niedergeschlagenheit. Gattinara benutzte sie, um die politische Erziehung seines Herrn fortzusetzen, an der Hand einiger wichtiger Punkte der inneren und äußeren Staatsregierung. Karl wünschte dazu weitere Ausführungen seiner geheimen Räte, die auch erfolgten, und uns nun wirklich die seelischen Hintergründe des Geschehens und die allgemeinen Nöte der Staatsleitung einigermaßen enthüllen. Die Räte gaben einzeln ihre Voten französisch, nur Hernando de Vega spanisch; am Rande stehen die meist kurzen Verfügungen des Kaisers.

Gattinara begann mit einer Verbeugung vor dem jungen Herrn: „Wenn Eure Majestät zu allen Ihren herrlichen Gaben auch noch die Weisheit Salomos besäßen, so könnten Sie doch nicht alles allein machen.“ Gott der Herr befahl Moses, zu seiner Entlastung Gehilfen anzunehmen; wieviel mehr muß das der Kaiser tun, da er nicht wie Moses mit Gott persönlich verkehrt, statt dessen aber noch viel größere Reiche zu verwalten hat. Unter dem Titel der „Fürstlichen Reputation“ knüpfte der Großkanzler unmittelbar an die Zeitlage an. Man sollte niemals etwas unternehmen, was man doch nicht durchführen könne, sondern seine Mittel auf das Erreichbare zusammenfassen. Um seine Freunde festzuhalten — in diesem Augenblicke vor allem England und Bourbon —, müsse man getroffene Abmachungen peinlich befolgen, woran es dieses Mal gefehlt habe. Da die Armee noch in Feindesland stehe, sollte man sie pflegen, damit sie entweder weitere Erfolge habe oder in gutem Zustande zur Einnahme von Suenterrabbia zurückgenommen werden könne. „Seit dies geschrieben wurde“, votierte La Roche, „hat sich die Lage geändert.“ „Suenterrabbia wird den König von Frankreich nicht hindern, nach Italien zu ziehen“, meinte La Chaulz, doch wolle er zugeben, daß ein Erfolg vor dieser Grenzfestung sehr wesentlich sein würde. Gattinara: in der Tat liegt die Armee jetzt vor der Festung, und deshalb soll man darauf alle Kräfte sammeln.

Die beiden Hauptanliegen Gattinaras waren, wie früher, die Finanzen und die Befriedung Italiens. Die Finanzen sind der Nerv des Krieges, und es muß endlich eine Übersicht über Einnahmen und Ausgaben gewonnen werden; nicht minder über die Schulden, besonders über solche, die wegen ihrer Verzinsung täglich wachsen; auch sind die ordentlichen Einnahmen und Ausgaben streng von den außerordentlichen zu scheiden. Noch mehr. Angesichts der ihnen, den Räten, so genau bekannten Schwierigkeiten, in denen sich der Kaiser befinde,

müsse man auf einen ehrenvollen Waffenstillstand drängen, bevor man in noch größere Nöthe gerathe; vielleicht auf Grundlage der Mission des Erzbischofs von Bari, den Adrian noch in der Friedenshoffnung des letzten Jahres zur Herstellung einer dreijährigen Waffenruhe nach Frankreich gesandt habe.

Italien scheinete von den Franzosen geräumt zu sein. Aber damit sei die Gefahr für den Besitz des Landes, zu dem Mailand und Genua die Schlüssel sind, nicht beseitigt. Denn mit dem Abzuge der Franzosen hörten auch die Zahlungen der Liga auf, während die Armee nötig bleibe. Der ruinierte Staat Mailand könne sie nicht unterhalten. Deshalb sei von dem neuen Papst nicht nur die Übernahme der von Adrian eingegangenen Verpflichtungen zu fordern, sondern womöglich noch mehr. Ein außerordentlicher Gesandter müßte die Obedienzerklärung für Neapel überbringen, aber erst aushändigen, wenn der Papst die Investitur und die Liga erneuert habe und bereit sei zu weiteren Zahlungen, wenigstens zur Bereitstellung des Soldes für drei Monate, damit man im Falle der Noth die Knechte sogleich wieder haben könne. Weiter sei dringend, den Herzog von Mailand endlich mit dem Herzogtum zu belehnen, damit die Untertanen wüßten, woran sie sind, und das Land für ihren Herrn verteidigten; auch die Nachbarn keine Furcht behielten, daß der Kaiser das Herzogtum für sich nehmen wolle. La Roche und Gorrevod stimmten Gattinara lebhaft zu: der Kaiser dürfe Mailand keinenfalls selbst behalten; das sei auch gegen den Vertrag mit Venedig. Nun verstärkte Gattinara noch seine Argumente: Maximilian habe Mailand verloren, weil er dem Lande seinen angestammten Herrn nicht wieder gegeben habe. Der Apostolische Stuhl fürchte immer die Verbindung von Neapel mit der Lombardei, und in dem Dispens für das Kaisertum sei die Lombardei ausdrücklich ausgenommen. Kurzum, so schloß Gattinara, er wiederhole seine Warnungen wie Cassandra, auch wenn man ihm nicht glaube; die Streitigkeiten zwischen den Generalen Lannoy, Colonna und Pescara zu beseitigen, sei sehr nötig; da sich einer dem andern schwer unterordne, könnte man ihnen einen gemeinsamen Oberbefehlshaber geben in der Person des Herzogs von Mailand oder des Erzherzogs Ferdinand oder des Herzogs von Bourbon.

Für den Kaiser komme es überhaupt nicht darauf an, sagte zwischendurch Gattinara, Mailand zu besitzen oder andere Herrschaften dieser Welt, sondern von den Königen, Herzögen und Fürsten dieser Welt geachtet zu werden und mit ganz Italien den Schlüssel zur Weltherrschaft in der Hand zu halten. Das führte ihn auf eine längere Erörterung über die Kunst der Menschenbehandlung. Die Liebe der Untertanen sei nach Seneca eine uneinnehmbare Festung; man müsse sie pflegen, sie hören, ihnen Freundlichkeiten erweisen,

Unangenehmes durch andere tun lassen (wie das auch Machiavelli lehrte) und sie nicht mit Neuerungen überschütten, die stets wirkten wie ein Tadel an den Vorfahren. La Roche bemerkte dazu, daß hier in Spanien die Granden einen gar zu großen Appetit auf Kronüter besäßen, und daß es böses Blut mache, gerade sie und ihre Kreaturen überall im Besitz der höchsten Staats- und Kirchenämter zu sehen. Man tadele den kostbaren Haushalt des Königs, den das Land wirklich nicht tragen könne, zumal angesichts seiner Lasten und Schulden.

Sehr eingehend verbreiteten sich die erfahrenen Räte erneut über die Reform der Staatsverwaltung, die Notwendigkeit, den Kaiser von den unzähligen Kleinigkeiten zu entlasten, über denen die großen Staatsgeschäfte verschleppt würden. Für formale Dinge sei weder Vortrag noch eigenhändige Ausfertigung vonnöten; da genüge ein Cachet, also ein Namensstempel in der Hand eines zuverlässigen Beamten. Aber Staats-, Finanz- und Kriegssachen sollten einheitlich bearbeitet und täglich erledigt werden, dazu auch der Rat in einem besonderen Zimmer in der Nähe des Kaisers von morgens 7 Uhr, im Sommer von 6 Uhr an zur Stelle sein, alles bearbeiten und dem Kaiser Vortrag halten, damit sich dieser nicht selbst „den Kopf zu zerbrechen“ brauche. Zur Sicherung des Geschäftsganges würde auch ein geordnetes Protokoll der Staatsratsgeschäfte gehören.

Man bemerkt endlich, daß Gattinara und die Räte auch auf die persönlichen Neigungen ihres Herrn Rücksicht nahmen. Gattinara hatte sogar unter dem Stichwort „Gottesfurcht“ alle Fragen an die Spitze seiner Darlegungen gestellt, die für den Kaiser Bewissenssachen waren. Daß man die Mauren und Ungläubigen nicht im Lande dulden dürfe, die Bewohner der westindischen Inseln und des Festlandes zum Christentum bringen, die Inquisition reformieren und die Testamente der Vorfahren ausführen müsse, auch wegen der bestimmungswidrig verwendeten Mittel der Cruzada, der Ablässe und der Zehnten, entweder Rückzahlungen zu machen oder die Absolution des Papstes zu erwirken habe. La Roche, La Chaulz und Vega fanden die Frage der Mauren wichtig, aber nicht zu lösen ohne die Vizekönige und den Rat von Aragon und Valencia, zumal der Wohlstand des Landes und der Granden auf ihnen beruhe. Von den Indiern gestand La Roche, daß sie bis dahin überhaupt nicht als Menschen, sondern als Tiere behandelt seien. La Chaulz forderte, daß nicht bloß Spanier, sondern auch andere gute Untertanen des Kaisers nach den Indien ziehen dürften, was längst ausgiebig geschah. Correvod verlangte die Reform des Indienrates, und Gattinara schlug zum neuen Präsidenten den Beichtvater des Kaisers, Don Garcia de Loaysa, Bischof von Osma, vor, was der Kaiser sogleich verfügte.

Die Räte der Inquisition sollten feste Bezüge haben, keinen Anteil an den Konfiskationen, sich nicht „nähren vom Blut der Menschen“ und mehr für Besserung als für Vernichtung sorgen. La Roche erhob zwar Bedenken gegen die Belastung des Fiskus, und Vega forderte strengere Justiz, allein auch hier gab es nur eine einstweilige Verfügung an La Roche. In bezug auf die Kirchengelder meinte derselbe, sie stammten ja doch von den Untertanen und seien nur zu gerechten Kriegen verwandt, „weshalb auch der Papst ruhig zustimmen könnte“.

Wo sehen wir sonst in dieser Zeit so tief in die Sorgen und Motive der Regierenden wie in diesen Gesprächen der höchsten Berater des Kaisers? Daß dieser junge Fürst in ihrer Mitte noch ein werdender war, daß ihre Maßstäbe und Forderungen zu hoch gespannt sein dürften, ändert nichts an der Tatsache, daß ihr jugendlicher Herr selbst kaum eine bessere Führung zur Regierungskunst haben konnte als derartige Erörterungen. Es ist vielleicht am meisten bezeichnend, daß am Schlusse mehrere Räte nacheinander als die Hauptsache forderten, nach der Erkenntnis nun auch zu handeln.

Die persönlichen und innerpolitischen Mahnungen waren ihrer Natur nach auf lange Sicht gestellt, die außenpolitischen Vorschläge erfuhren nicht ohne Beziehung zu der Politik des neuen Papstes noch im Frühjahr 1524 ihre Verwirklichung. Einer der Nächstbeteiligten, Gérard de Pleine, Herr von La Roche, wurde am 14. Mai mit einer von Gattinara selbst entworfenen Instruktion zu Friedensverhandlungen an die Kurie gesandt; aus seinem späteren Bericht erfahren wir, daß ihm auch die geplante Obedienzerklärung mitgegeben wurde und daß man seine Gesandtschaft durch ganz Italien hin als eine große kaiserliche Geste betrachtete.

Denn der im November 1523 erhobene neue Papst, Clemens VII Medici, dessen Regierung die Kaiserlichen ebenso sehr enttäuschen sollte, wie er von ihnen gefördert worden war, hatte die Übernahme der zuletzt durch Adrian eingegangenen Verpflichtungen abgelehnt und statt dessen seinerseits im April und Mai die Friedensgesandtschaft des Dominikaners Nikolaus von Schomberg, Erzbischofs von Capua, nach Frankreich, Spanien und England ergehen lassen. Auf diese nahm die Instruktion für La Roche schon Bezug.

Sie stellte ihm neun Möglichkeiten für die Beilegung des Streites zwischen Karl und Franz unter Mitwirkung Englands und des Papstes zur Verfügung. Im Mittelpunkt stand der Austausch der Bourgogne gegen Mailand, das die Franzosen jetzt, im Frühjahr 1524, unter Führung Bonnivets vergebens wieder zu gewinnen trachteten. Durch die Verwundung des Admirals und den Tod

Bayards am 30. April war ihr Unternehmen zum Stehen gekommen. Das Angebot von Mailand war also ernsthaft. Die Gegenforderung umfaßte freilich nicht nur Altburgund, sondern auch alle Ansprüche Bourbons, der Königin Germaine und anderer, lief also auf eine innere Auflösung Frankreichs hinaus. Im übrigen wurden La Roche eine ganze Reihe von Forderungen als abdingbar bezeichnet, wie etwa, daß Frankreich grundsätzlich auf Flandern, Artois und Neapel verzichten solle; zu den Kompromißmöglichkeiten sollte gehören, daß König Franz, falls seine Gemahlin wirklich stürbe, wie man fürchtete, mit der Hand Eleonores Mailand erhielte. Eine allgemeine Befriedung Europas durch päpstliche Vermittlung wird auch in der Form erwogen, daß Karls Braut Mary von England den König von Schottland heirate zum Zweck der Vereinigung beider Reiche, und dafür die Tochter Franz' I, Charlotte, Karl als Gemahlin die Bourgogne zubrächte. In diesem Falle könnte Sforza die so oft vergebene Renée von Frankreich zur Frau erhalten, die später den Herzog von Ferrara heiratete. Für Bourbon wird schlimmstenfalls nur die Auszahlung einer Rente von seinen Gütern gefordert. Vor allem aber — und das war doch wohl der springende Punkt — soll der Papst keinen Frieden schließen, so lange die Franzosen nicht gänzlich aus Italien vertrieben sind, und wenigstens so viel Mittel aufbringen, daß die spanischen Besatzungen bezahlt werden können, damit man durch einen französischen Gegenschlag nicht überrascht werde.

Die alternativen Heiraten und Ländertausche sollten Karl durch seine ganze Regierung begleiten. In diesem Sommer 1524 ist es jedoch überhaupt nicht zu ernsthaften Verhandlungen gekommen. La Roche berichtete dem Kaiser am 20. August von seiner Fahrt durch Italien und von seinem Einzuge in Rom mit all dem dafür aufgeborenen Zeremoniell und der ersten Audienz beim Papste. Elf Tage später erlag der Gesandte einer in Rom aufgetretenen Seuche (31. August); mit ihm schied eine der markantesten Figuren des alten Burgund aus der Umgebung des Kaisers.

Provence und Mailand. Karls Reflexionen vor Pavia

Inzwischen war die Friedenspolitik längst wieder überrannt von den Ereignissen. Schon am 24. März 1524 hatten die Spanier das vor drei Jahren verlorene Suenterrabbia wieder gewonnen, — nach wechselvollen Kämpfen, in denen die Festung einmal durch la Palisse gegen Beltran de la Cueva neu verproviantiert war. Dazu kamen die wiederholten Mißerfolge der Franzosen in der Lombardei, wie im November 1523, so im April 1524. In der Stimmung

dieser eigentlich unerwarteten Triumphe der Kaiserlichen wurden alle Kriegsgelüste und alle verwegenen Hoffnungen der beteiligten Höfe wieder lebendig. Eigentlich war ja für 1524 der ganz große Schlag geplant. Sollte sich der junge Kaiser diesen Stimmungen entziehen, dem seine Räte soeben eindringlich klar gemacht hatten, man dürfe seine Freunde nicht verlassen? Es hatte freilich weder für die Engländer, noch für den Kaiser, sondern nur für Bourbon unmittelbare Bedeutung, wenn man jetzt mit den kriegsgeübten Truppen aus der Lombardei einen Einfall zur Eroberung der Provence machte. Aber hatten nicht auch die Räte betont, man müsse die Mittel an einer Stelle zusammenfassen? Zunächst war der Raumgewinn erheblich. Am 9. August 1524 zogen die Truppen in Lig. ein. Indessen, vor Marseille lief die Unternehmung sich doch fest. Vom 14. August bis Ende September wurde die Hafenstadt nicht ohne Bravour belagert, aber freilich auch mit derselben Hartnäckigkeit verteidigt, so daß man schließlich schon aus diesem Grunde an den Rückzug nach Italien denken mußte; Pescara deckte ihn gegen den nachdrückenden jungen Montmorency und man gelangte in der Tat zwar ernüchtert aber nicht geschlagen, in die Lombardei zurück.

Es war die höchste Zeit. Denn dringender als das Stocken der Unternehmung im Feindesland mahnte die Gefahr, von der Lombardei abgeschnitten zu werden, da Franz I. seinerseits Entschluß und Mittel gefunden hatte, trotz aller Mißerfolge seiner Generale noch einmal persönlich nach Italien zu ziehen. Er war durch das Tal der Durance über die Alpen geeilt, bedrohte die Rückzugslinie der Kaiserlichen und gewann ihnen mit seinen frischen Truppen so rasch das Übergewicht ab, daß er schon am 26. Oktober wieder Herr von Mailand war.

Unter solchen Umständen kam besonders viel an auf die Haltung der römischen Kurie. Clemens VII. fühlte als Papst, wie sein Vorgänger, das Verlangen nach Unparteilichkeit, das bei ihm durch eine angeborene Schwäche besonders unterstützt wurde. Eben weil er viel labiler war, als der in seiner Art wuchtige Adrian, und weil auch die Lage gerade jetzt für die Kaiserlichen ungewöhnlich schwierig schien, kam es rasch zu offenen Konflikten. Im Herbst hatte er Schomberg nochmals an die Kriegführenden gesandt. Gattinara wollte den Nuntius festlich bewirten und scherzte schon mit dem Kabinettssekretär Lalemant über Eröffnungen, die er ihm wegen des Kardinalats machen werde. Aber die militärische Lage warf auch Clemens VII. rasch um.

Der durch die scheinbar großen französischen Erfolge ganz überraschte Papst ließ sich schon am 12. Dezember zu Frieden und Bündnis mit Frankreich und Venedig gewinnen. Zwar ein Sturm der Franzosen auf das von Leyva verteidigte Pavia mißlang. Auch ein Handstreich des mit dem König Franz gezo-

genen schottischen Herzogs von Albany auf Neapel kam nicht weiter; aber wie früher, so wollte man hier wenigstens noch Unruhen erregen. „Ungern und gezwungen“, schrieb der Papst sicherlich aus peinlichster Stimmung dem Kaiser am 5. Januar 1525, habe er sich den Franzosen ergeben müssen. Der Kaiser war über seine Lage und über die Unzuverlässigkeit des Papstes ganz verzweifelt, — wie man richtig bemerkt hat, wohl auch in dem noch nicht überwundenen „Mißtrauen gegen die eigene Einsicht“. Er sagte zu Contarini, daß er nicht mehr, wie in den Tagen des Chievres, von seinen Räten abhängen. Um so einsamer fühlte er sich.

In dieser Bedrängnis — als ahnte er die bevorstehende erste große Krisis seines Lebens — griff er zur Feder und vertiefte sich allein in seine Lage — ein paar flüchtig beschriebene Blätter des Wiener Archivs, bis vor kurzem unbeachtet. Soviel wir sehen zum ersten Male legte er sich schriftlich Rechenschaft ab von den Sorgen, die ihn bekümmerten, und von den Möglichkeiten, die ihm geblieben waren. Verglichen mit dem dialektischen Aufbau und den stilgewandten Darlegungen seiner Räte war es ein Gestammel und doch zugleich ein denkwürdiger Reflex davon. Nur in diesem Ringen mit sich selbst und mit dem Ausdruck konnte der Kaiser zu dem kommen, was er sich offenbar heiß ersehnte, wirklich sein eigener Herr und Führer zu werden.

Er begann: „Indem ich mich anschickte, meine Lage zu überdenken, schien mir das erste, das ich aussprechen mußte, und die beste Hülfe, wenn es Gott gefiele sie mir zu senden, der Friede. Das ist etwas Schönes auszusprechen, aber schlecht zu haben, denn jeder weiß, daß man ihn ohne Zustimmung des Feindes nicht haben kann. Also muß man eine große Anstrengung machen, was sehr leicht auszusprechen ist, aber schwer zu tun. Oft genug ist das Mittel schwer zu finden, und wenn ich mich bis auf die Knochen verzehre.“

„Die Hülfe kann scheinen ein guter Krieg. Aber ich habe nichts, um davon mein Heer zu unterhalten, noch weniger es zu verstärken, wenn es nötig ist. Das Geld ist mir ausgeblieben in Neapel. Und dies Königreich hat genug zu tun, sich zu wehren, wenn man es angreift. Die Möglichkeiten, hierzulande Geld zu erlangen, sieht man täglich sich erschöpfen ohne Frucht, und zur Zeit möchte es scheinen, daß man nichts findet. Der König von England hilft mir nicht wie ein wahrer Freund, noch hilft er mir wie er verpflichtet wäre. Meine Freunde haben mich verlassen und in der Not betrogen; die einen wie die anderen tun alles, mich nicht mächtiger zu sehen und mich in der Notlage zu halten, in der ich bin.“

„Und um zu beginnen: Nachdem die Heere sich so nahe sind und es den Anschein hat, daß sie jetzt gar nicht mehr vermeiden können zu siegen oder zu unter-

liegen, scheint mir, daß man in der That eine gute Summe Geldes mit aller Beschleunigung an den Vicekönig senden muß, sei es durch Wechsel oder sonst, zur Unterhaltung und Löhnung meiner Armee, und damit sie bei Mangel daran sich nicht auflöse. Es ist anzunehmen, daß, wenn sie erhalten wird, sie auch den König von Frankreich zwingen wird, sich zu schlagen, was nur zu ihrem großen Vorteil sein kann — oder sich aus Italien zurückzuziehen, was ihm zur Schande gereichen würde; in jedem dieser Fälle, nachdem der König von Frankreich unschädlich und seine Armee in Frankreich wäre und sicherlich das Herzogtum Mailand wieder zurückgewonnen, wären die Ausgaben zu mindern, die Soldaten, die bleiben, gut zu behandeln, und erst recht die, die entlassen werden, um sie wieder zu bekommen, wenn es nötig sein wird. Aber auf alle diese Ausichten möchte ich mich nicht sehr verlassen.“

„In Anbetracht dieser Verhältnisse und daß es nicht geht mit dem Frieden, der, wie gesagt, nicht sein kann ohne den Willen des Feindes, noch mit dem Kriege, den zu führen ich schlechte Aussicht sehe und schlechtere, ihn wieder anzufangen — alles aus Mangel an dem Womit —, und indem ich sehe und fühle, daß die Zeit vergeht und daß wir bald vergehen mit ihr, und da ich nicht so vergehen möchte ohne eine rühmliche Erinnerung an mich zurückzulassen, und da das was heute verloren wird, morgen nicht zurückzugewinnen ist, und da ich bisher nichts geleistet habe, das zur Ehre meiner Person gereicht, was so lange hinausgeschoben zu haben ich recht zu tadeln wäre — aus all diesen Ursachen und vielen anderen würde ich keinen Grund sehen, der mich hinderte, etwas Großes zu tun, und ich sehe keinen dafür, daß ich das länger hinauschieben könnte, und daß es mir nicht gelingen sollte, mir zu helfen mit Gottes Gnade mich mächtiger zu machen und in Frieden und Ruhe das zu besitzen, was ihm gefallen hat mir zu schenken — alles dieses in Betracht gezogen und erwogen, kann ich mir kein Mittel denken, durch das ich so allgemein meine Angelegenheiten bessern könnte, wie durch meinen Zug nach Italien.“

„Man könnte Bedenken erheben wegen des Geldes, wegen der Regentschaft im Lande und aus anderen Gründen. Um alledem abzuhelpen, sehe ich kein besseres Mittel, als daß man alsbald die Heirat der Infantin von Portugal und mir betreibe, und daß sie so beschleunigt wie möglich hierher komme. Und daß das Geld, das man mir mit ihr zur Verfügung stellte, eine möglichst große Summe Bargeld wäre (wobei zu überlegen, ob es gut wäre, gleichzeitig über die Gewürze zu sprechen oder nicht); daß man den König von England zufriedensetzte, und daß die Verträge in ihrer Kraft blieben, und daß er seine Tochter nicht nach Frankreich verheirate; dann aus diesen Königreichen eine gute Summe

zu ziehen, unter demselben Titel dieser Heirat, und dafür und für anderes die Cortes zu versammeln und zu verabschieden, und in diesem Falle die Infantin von Portugal, die dann meine Frau sein würde, in der Regentschaft dieser Königreiche zu lassen, um sie wohl zu regieren nach den guten Weisungen derjenigen, die ich bei ihr lassen würde.“

„So könnte ich meine Fahrt unternehmen, noch in diesem Winter, großartig und ehrenvoll. Ich müßte nach Neapel ziehen, wo ich mich auf das Königreich stützen könnte, meine Kronen empfangen und diesen Winter eine Armee ausrüsten, um im Frühjahr eine große Sache zu unternehmen, dem Könige von England anzubieten, den ‚großen Plan‘ auszuführen. Wenn der Friede ehrenvoll zu haben ist, ihn anzunehmen, und stets ihn zu suchen.“

Um die Zeit, da der Kaiser in tiefster Niedergeschlagenheit diese und andere Sätze zu Papier brachte — ein denkwürdiger Versuch, Gattinaras Gedanken von der politischen Notwendigkeit des Stalienszuges mit den in ihm selbst allein wirklich lebendigen Vorstellungen von Ehre und Ruhm irgendwie zu vereinigen —, kämpfte sein Heer, wie einst in den Tagen von Bicocca, zwischen Mailand und Pavia. Es hat etwas Erregendes, sich vorzustellen, daß es in denselben Stunden gewesen sein könnte.

Und nun versehen wir uns selbst nach Italien.

Genau wie vor Bicocca waren wieder deutsche Verstärkungen unter Grundsborg im Anzuge. Ferdinand hatte sich auf die erste Nachricht vom Verlust Mailands sofort an die Venezianer um Hilfe gewandt, auch seinem Regiment in Innsbruck aufgetragen, die Musterung von 10 000 Landsknechten zu beschleunigen; Bourbon holte einen Teil davon selbst über Berg. Ferdinand wäre gar zu gern mitgezogen, aber er besaß, wie er dem Bruder schrieb, zu seinem größten Leidwesen weder die Mittel, stärker in die Mailänder Kämpfe einzugreifen, noch die gewünschte Diversion von Pfirt aus gegen Burgund zu unternehmen. Aber er gab sich Mühe, französischen Umtrieben in Polen und Böhmen entgegenzutreten, und empfahl wiederholt dem Kaiser eine moskowitzische Gesandtschaft in demselben Sinne.

Was in der Lombardei weiter geschah, berichtet uns der spanische Bevollmächtigte bei den Truppen, der Abt von Najera. Es fehlte an Geld, aber Pescara fand zuerst bei den Spaniern, dann bei den Italienern, schließlich auch bei den Deutschen laute Zustimmung zu seinem Vorschlage, noch ein paar Tage ohne Sold zu dienen. Leyva lag in Pavia, König Franz stark verschanzt davor, wie man es zu machen pflegte. Die Kaiserlichen unter Pescara, Bourbon und Grundsborg waren von Norden herangerückt, vom 6. Februar an auf unmittel-

bare Nähe, fast wie im Stellungskrieg; die Generale stets dazwischen. Die Frist, zu der die Knechte Ausstand gegeben hatten, war schon überschritten, die Gefahr ihrer Beunruhigung riesengroß, als nach wiederholten glücklichen Ausfällen Leyvas die kaiserlichen Generale beschloßen, statt eines Angriffs auf die feste französische Stellung, sich mit den Belagerten im Park von Mirabello, nördlich der Stadt, zu vereinigen.

Damit begann die Schlacht von Pavia.

Nun glaubte Franz I merkwürdigerweise in dem nicht so rasch zur Verteidigung einzurichtenden Parke auch seinerseits die günstigste Gelegenheit zu erhalten. Gegen dringende Warnungen erfahrener Offiziere verließ er seine Schanzen und griff die Kaiserlichen in ihrer allerdings noch keineswegs gesicherten und geordneten Stellung im Parke an, zunächst wirklich mit vollem Erfolg. Allzu stürmisch, brachte er bald die eigene überlegene Artillerie zum Schweigen. Aber der Kampf wogte noch hin und her, bis nach Abzug eines Teils der Schweizer ein entschlossener Vorstoß Leyvas aus der Stadt die geschwächten französischen Truppen von der Seite fassen konnte und das Ringen des Tages zu einem kaiserlichen Siege machte. Franz I hatte sich selbst in das Handgemenge gestürzt, er kam zu Fall, geriet unter sein Streitroß, und erst ein Edelmann Bourbons erkannte in ihm seinen König. Er ergab sich Lannoy als Gefangenen. Sein Los teilte die Blüte der französischen Ritterschaft, soweit sie nicht gefallen war; das Verzeichnis ihrer edlen Namen geht in der Chronik des Santa Cruz über mehrere Seiten.

Der verhängnisvolle Weg zum Frieden von Madrid Die Versuchung des Pescara

Der mit allerlei inneren Unsicherheiten, fast im Zwiespalt begonnene Krieg von 1524 war mit diesem völlig überraschenden Erfolg in ein paar Vormittagsstunden zum Stehen gekommen. Der Tag von Pavia, der 24. Februar 1525, war zugleich der fünfundzwanzigste Geburtstag des Kaisers. Die Gefangennahme des eben noch siegreichen französischen Königs übertraf alle früheren sichtbaren Begnadungen des jungen Fürsten. Welche Fügung und welcher Eindruck auf alle altburgundischen Kreise! Jetzt war wiederum, wie einst in Péronne, ein König von Frankreich Gefangener des Herzogs von Burgund. Aber den König hatte sein Schicksal getroffen ohne Einbuße an Ehre, nach ritterlichem Kampf, ja im Gewühl der Schlacht, in einem Augenblicke der Wehrlosigkeit. So bemühte sich denn auch Karl von Lannoy um den König jetzt und später so, wie es der ritterlich höfischen Sitte entsprach. Sie blieben zunächst

im Lager des Königs, und von hier aus schrieb Lannoy am Tage nach der Schlacht ausführlich an den Kaiser. Gleichzeitig sandte er mit Geleit des Königs als eilenden Boten den Komtur Peñalosa zur Überbringung der wunderbaren Nachricht durch Frankreich nach Spanien.

„Gott hat Euch jetzt Eure Gelegenheit gegeben“, schrieb Lannoy, „und niemals werdet Ihr besser Eure Kronen empfangen können als jetzt. Dies Land kann sich zur Zeit so wenig auf Frankreich stützen wie Navarra, dessen Erbe mitgefangen ist. Meine Meinung wäre, daß Ihr jetzt nach Italien kommen müßtet.“ Einstweilen lasse er die Flotte rüsten. Geld finde sich in Italien wie in Neapel, sicher auch in Spanien. „Sire, Ihr erinnert Euch, daß Herr von Verfele eines Tages sagte, Gott sende jedem Menschen einmal im Leben einen guten Herbst. Wenn er da nicht ernte, so sei es vorbei.“ Der Kaiser möge also seine Zeit wahrnehmen. Lannoy schloß noch eine lange Reihe von Empfehlungen an, die sich ausnehmen, wie Auszeichnungslisten unserer Zeit. Pescara habe das Außerordentlichste geleistet, auch im Kampf, bei dreimaliger Verwundung; der Kaiser sei ihm tief verpflichtet. Bourbon, Marcon, der Marschese del Vasto, Grundberg, Marc Sittich von Hohenems und andere werden gerühmt. Antonio Leyva komme das Verdienst zu, durch seine Verteidigung von Pavia während dieser vier Monate den Sieg entscheidend vorbereitet zu haben.

In Madrid erhielt man die Nachricht am 10. März. Der Kaiser befand sich wieder in Gesellschaft von Gattinara, Sorrevod und La Chaulz, als er Contarini empfing zum Glückwunsch. Alle Gesandten bewunderten seine Haltung, sein Verbot lauten Jubels, seine Anordnungen über kirchliche Danksaugungen. Die eigene innere Spannung der letzten Monate löste sich bei ihm im Gebet. Es war doch mehr und mehr etwas Ungewöhnliches um diesen Fürsten. Seine königliche Art priesen alle.

Aber was geschah politisch?

Wir besitzen ein umfangreiches Aktenstück aus diesen Tagen von der Hand des Sekretärs Perrenin über mehr als zwanzig Fragen, und dazu gutachtliche Äußerungen von der Hand des Kanzlers. Was mit dem Könige geschehen solle, welche Bedingungen man ihm stellen müsse, was gegenüber dem Könige von England zu tun; weiter, die Sorge für die Armee und für die italienischen Staaten, die Auswirkung der Lage auf die ganze Christenheit, auch Deutschland. Lieft man diese wie gewöhnlich sehr weiten, klugen und in sich geschlossenen Erwägungen, so findet man doch auch Gattinara von dem Rausch des Tageserfolges ganz hingenommen. Man entbehrt außerdem unter den vielen guten Ratschlägen die Betonung des Nächsten, des Wesentlichsten, des Entscheidenden.

Gattinara mit seinem Fleiß und seinem Gefühl der Verpflichtung, nichts zu übersehen, fehlte die großartige Unbekümmertheit, die Chièvres auf seine Art zum Politiker gemacht hatte. Er war zu umsichtig und zu reflektiert. Aber hören wir ihn selbst.

Man wüßte den König in Neapel sicher; solle er in der Lombardei bleiben, dann im Kastell von Mailand. Bei den Verhandlungen solle der Kaiser großmütig sein wie der Löwe, und gnädig wie Gott der Herr, nichts nachtragen, sondern sich begnügen mit dem, was ihm als Erbe gebühre, und was dem Herzoge von Bourbon zukomme. Würde die Königinwitwe Eleonore für den König von Frankreich erbeten werden, dürfe der Kaiser dem nicht entsprechen, denn er habe sie Bourbon zugesagt. Richtiger wäre die Verbindung ihrer Tochter Maria von Portugal mit dem Dauphin und damit die Zurückführung der Dauphiné in das alte Lehnsverhältnis zum Reich. Bourbon sollte man entgegenkommen und seine Heirat bald vollziehen. Wenn aber der König von England nunmehr entsprechend den alten Verträgen die Durchführung des „großen Planes“ verlangen würde, so sollte der Gesandte de Praet dahin instruiert werden, daß der Kaiser ja seinerseits bereits aus eigener Macht die große Unternehmung ohne England durchgeführt habe, daß es jetzt seiner kaiserlichen Aufgabe mehr entspreche, die Waffen der Christenheit gegen die Türken zu sammeln, denn das Gemeinwohl gehe den Sonderinteressen vor. Es wäre auch nicht gut, fügte er hinzu, den König von England noch mächtiger zu machen.

Und nun das Entscheidende: Von Frankreich solle man nur das burgundische Erbe nach den Verträgen von Arras, Péronne und Conflans in Anspruch nehmen unter Verleihung der Provence an Bourbon von Reiches wegen. Also „nur Burgund“! Das wurde, lange vorbereitet, das verhängnisvolle Stichwort.

Gattinara ließ eine längere Intrige gegen Wolfsey einfließen, der unablässig die kaiserlichen Interessen schädige und deshalb bei seinem Könige in ein schlechtes Licht gesetzt werden müsse. Im übrigen seien die Kosten für eine Besatzungsarmee in der Lombardei auf die Freunde der Franzosen und etwa auf Mailand abzuwälzen. Allgemein müßte der Kaiser gegen die italienischen Staaten und gegen den Papst Milde walten lassen, um wirklich alle Kräfte der Christenheit gegen die Feinde des Glaubens zu wenden, zur Ausrottung der lutherischen Sekte und zur Zurückdrängung der Türken. Auch zur Einberufung eines Generalkonzils; und zwar solle der Kaiser selbst als Vogt der Kirche sich um dieses Konzil kümmern, da der Papst Ausflüchte suchen werde. Es könne auch angesichts der Haltung des Papstes nicht schaden, in einem Geheimvertrage dem Herzog von Mailand freie Hand zu lassen, von sich aus Parma und Piacenza wieder zu besetzen; ein Einspruch des Papstes ließe sich mit einer Untersuchung über die

Rechte des Reiches beantworten. Ebenso dürfte man „ein Auge zudrücken“, wenn der Herzog von Ferrara Modena zurücknähme. Das alles mutet doch sehr machiavellistisch an.

Gegen Frankreich sollte man zur Zeit keinen Krieg führen und deshalb auch die deutschen Knechte in Roussillon entlassen; andererseits könnte man sie an der Hand behalten und damit einen Druck auf Frankreich ausüben, Languedoc freiwillig zu räumen, wenn die Titel dafür im Archiv von Barcelona zu finden wären. Denn der Landweg nach Italien durch Languedoc, Provence und Dauphiné wäre sicherer als der Seeweg; allerdings sollte auch die Flotte gehalten und gestärkt werden, vor allem gegen die Türken. Inzwischen wäre es erwünscht, durch eine Botschaft des Barroso und eine feierliche Gesandtschaft von La Chaulz den Abschluß der portugiesischen Ehe zu beschleunigen, den Cortes entsprechende Vorlagen zu machen und unterdessen die Fahrt nach Italien bis in das einzelne vorzubereiten. Zu dieser Vorbereitung gehöre auch die Investitur des Herzogs Francesco Sforza mit Mailand, um den Ruf der Vertragstreue zu behalten — freilich gegen eine hohe Summe.

Daneben hielt Gattinara es für nötig, den Erzherzog Ferdinand von allem zu benachrichtigen und ihm zu danken für die Hilfe, die er dem Kaiser geboten; der Kaiser werde nun nach Italien zur Krönung ziehen und dann für die Wahl des Erzherzogs zum römischen Könige sorgen. Gleichzeitig sei die Verbindung mit den Schweizern aufzunehmen zum Wohle der Christenheit, vom Könige von Frankreich aber — noch einmal — nicht nur die Rückgabe der altburgundischen Lande, Verzicht auf Neapel und Mailand, sondern nicht minder Preisgabe Gelderns, Württembergs und anderer Feinde des Kaisers zu verlangen — für deren Förderung durch den König die Beute von Pavia neue Beweise erbracht hatte.

Zuletzt warf Gattinara die Frage auf, ob es besser sei, zwischen dem Könige von Frankreich und dem Vizekönig in Italien verhandeln zu lassen, oder an der spanisch-französischen Grenze. Er nannte es sicherer, mit Freien als mit Gefangenen zu verhandeln; der König müsse nur der Regentin Vollmacht geben, und der Kaiser seinerseits bevollmächtigte Gesandte ernennen; unter den Herren de courte robe käme am ehesten in Betracht Adrian von Croÿ, Herr von Roeluz, da La Chaulz nach Portugal gehe; unter denen der longue robe habe der Kaiser gewiß viele fluge Diener, aber kaum einen, fügte er mit durchsichtiger Selbstempfehlung hinzu, der sich so recht verstehe auf diese maîtres Jehan de France.

Es kam fast alles ganz anders.

Statt rasch und den Umständen gemäß zu handeln, überbot diesmal der Kaiser alles frühere Säumen durch Hartnäckigkeit und Zaudern. Er zeigte sich merk-

würdig unempfindlich für die Gegenmächte, die alsbald in Frankreich, England und Italien hervortraten und setzte damit den unerhörten Erfolg von Pavia bald aufs Spiel.

Der gefangene König wies alle Zumutungen, die an den Bestand seines Reiches gestellt wurden, mit Entrüstung zurück. Damit Frankreich frei handle, überließ er seiner Mutter, Louise von Savoyen, zunächst alle weiteren Abmachungen. Mit der Zeit freilich grämte ihn seine Untätigkeit in dem kleinen Kastell Pizzighettone an der Adda, wo er unter Bewachung von Marcon untergebracht war. Er gewann Lannoy für die Idee, ihn nicht in das Kastell von Mailand, auch nicht nach Neapel, sondern zum Kaiser nach Spanien bringen zu lassen. Lannoy, der den tiefsten Wunsch des Kaisers als alter Freund erraten mochte, sich auch schwerlich verhehlte, wie vorteilhaft die Sache für ihn selbst wurde, beurlaubte den gefangenen Montmorency nach Frankreich zur Bereitstellung der erforderlichen Galeeren und aller sonstigen Sicherheiten. Unzweifelhaft ohne ausdrücklichen Befehl, aber im richtigen Gefühl, kühn und vom Glück begünstigt, brachte er den König am 19. Juni nach Barcelona.

Die Rückwirkungen auf dem Boden Italiens waren sehr bedeutend. Eine Zeitlang schien alles wie gelähmt unter dem Eindruck des kaiserlichen Sieges. Bald aber ermannte sich die Sorge angesichts des Anspruchs auf das Kastell von Mailand und anderer Anzeichen heraufziehender spanischer Gewaltherrschaft wenigstens zu vorsichtig angespannten Verständnissen zwischen den ja erst vor kurzem für den Kaiser gewonnenen Venezianern, den französisch gesinnten Kreisen an der Kurie und anderen italienischen Mächten. Die zurückgebliebenen kaiserlichen Generale hatten den drohenden Gefahren nur den eigenen inneren Unmut entgegenzusetzen, da man ihnen die schwere Sorge um das unbezahlte Heer überließ, ihre Belohnungen aber vergaß. Leyva und Pescara, auch Bourbon waren entrüstet über das eigenmächtige Vorgehen des Vizekönigs, der sich mit seiner königlichen Beute sehr unberechtigterweise als den eigentlichen Sieger von Pavia darzustellen schien. Da auf alle ihre Mahnungen monatelang kein Geld kam, sahen sie sich zum Rückgriff auf ihr persönliches Vermögen gezwungen. Selbst die bescheidenen Vorschläge Lannoys, Pescara etwa mit Carpi zu belohnen, wurden nicht beachtet. Der Herzog von Mailand wartete noch immer auf seine Investitur. Die italienischen Mächte aber erfüllten sich um so gefährlicher mit der Furcht vor dem Kaiser, je wertloser dessen Armee von Tag zu Tag wurde. Pescara, verwundet und erschöpft, lag wochenlang krank in Novara. Er machte wohl auch seinem alten Kampfgenossen, dem Mailänder Girolamo Morone gegenüber kein Hehl aus seiner Verstimmung. Morone

aber wurde ganz natürlich der vornehmste Träger aller Sorgen vor der spanischen Übermacht; war doch der Besitz des Kastells von Mailand schon lange ein Symbol aller weitgehenden Ansprüche der Fremden.

Was sollte aus diesen italienischen Staaten werden, wenn der spanische Kaiser wirklich eines Tages in Neapel und in Mailand unmittelbar herrschte, wohl gar einen gefügigen Herrn des Kirchenstaates fand, wie man es in den letzten Pontifikaten oft genug vor Augen zu sehen glaubte, und dann keine europäische Macht ihm mehr ein Gegengewicht bot? War es nicht würdig, sich dagegen zu wehren? Aus dem Schlußkapitel von Machiavellis *Principe* wissen wir, daß derartige Stimmungen unter diesen ihrer römischen Ahnen bewußt gewordenen Italienern sehr leidenschaftlich empfunden werden konnten. War nicht die Vertreibung der Barbaren aus dem Garten Italiens seit den ersten Franzoseneinfällen des vorigen Jahrhunderts ein immer wieder werdendes Schlagwort geworden? Kannten nicht auch andere die Verse des Petrarca, in die Machiavelli sein damals noch unveröffentlichtes Buch ausklingen ließ?

Virtù contra furore
prendera l'arme, e fia 'l combatter corto;
chè l'antico valore
negl' italoici cor' non è ancor morto,

— daß der angestammte Mut aus Italiens Herzen nicht entschwunden.

Der mediceische Papst freilich schwankte wie immer; er ließ sich verspätet, am 1. April noch, zu einem Bündnis mit dem Kaiser und England herbei und bot Gattinara den Kardinalshut an. Aber sein ängstliches Zögern wurde wettgemacht durch den Eifer seines Datars Giberti. Dieser stand mit Morone in Fühlung, und beide rissen den Herzog mit, obwohl die kaiserliche Investitur nun doch eingetroffen war. Florenz durfte man stets vorwiegend französisch nennen, und in Genua fehlte es nicht an Sympathien. Frankreich selbst beeiferte sich überall zu schüren. Dasselbe gilt erstaunlicherweise auch von England, obwohl man es später nicht beweisen konnte. Die Überzeugung breitete sich aus, daß man von einem Sinken der Spanier nicht sogleich ein Wiederaufsteigen des tief getroffenen Frankreich zu befürchten habe.

Nur eines fürchtete man, die kriegserprobten kaiserlichen Generale. Was hatten nicht Leyva und besonders Pescara seit den Tagen von Ravenna und Bicocca geleistet! Ferrante Pescara war geborener Neapolitaner aus der spanischen Familie der Avalos; seine Großmutter war die Erbin von Pescara und Vasto an der Adria — Titeln, die er und sein Neffe jetzt trugen. Es bestanden verwandtschaftliche Beziehungen zum letzten Königshause und zu Cardona. Wie, wenn es gelang, Pescara selbst auf die italienische Seite zu ziehen!

Das unternahm Morone in einer Art, die so gut die Feinheit, wie die Grenzen der Psychologie und der Intrigen dieser Zeit offenbart. Die Lage konnte für die Kaiserlichen schon bald sehr schwierig werden, wenn alle anderen sich gegen ihre ungenügend gestützten Machtmittel zusammentaten. Das wußte Pescara nur zu gut. „Was dann wohl aus Neapel würde“, fragte ihn Morone, „ob es nicht im Lande selbst jemanden gäbe, der Herr von Neapel werden könnte?“ Später wurde er deutlicher.

Pescara schrieb darüber am 30. Juli dem Kaiser einen Brief, dessen Original man nicht ohne tiefe Bewegung wieder aus der Hand legt. Morone habe das Versprechen der Verschwiegenheit verlangt und erhalten. „Dann sprach er mir von der Unzufriedenheit in Italien und von der Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich, erinnerte mich an die mir widerfahrene Behandlung, wie man mich stets zurückgesetzt; daß ich doch geborener Italiener sei; ja, daß ich den größten Ruhm gewinnen könne als Befreier meines Vaterlandes, daß es nur bei mir stehe, Haupt und Führer der Bewegung zu werden, daß alle zusammenwirken würden, mir das Königreich Neapel zu verschaffen.“

„Ich zweifelte einen Augenblick“, fuhr Pescara fort, „ob ich ihn nicht auf der Stelle züchtigen sollte, daß er es wagte, mir derartige Dinge zu sagen. Dann überwog der Gedanke, daß es nützlicher sei, mehr zu erfahren. So antwortete ich ihm: Ja, ich habe Grund zur Unzufriedenheit; es sind große Dinge, die Ihr mir bietet; aber wenn ich mich vom Kaiser löse, so soll es in einer Form geschehen, die kein Edelmann würdiger finden könnte; ich würde das schon tun, um dem Kaiser zu zeigen, daß ich mehr wert bin als jene, die er höher schätzt!“

Morone war enttäuscht, aber nicht entmutigt. Er kam wieder. Er schrieb Briefe. Eben diese Briefe wanderten mit den weiteren Berichten des getreuen Pescara nach Spanien und liegen heute im Wiener Archiv als beredte Zeugen dieser „Versuchung des Pescara“. Als die Dinge später wirklich gefährlich zu werden drohten, nahm Pescara den Versucher kurzerhand gefangen (15. Oktober), und seine Aussagen ergänzen unser Material. Pescara besetzte auch die wichtigsten Plätze des Herzogtums und — wartete bis zu seinem Tode, in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember 1525, auf die kaiserliche Gnade. Sie leuchtete erst seiner Witwe, der berühmten Vittoria Colonna, der späteren Freundin Michelangelos, durch ein kaiserliches Kondolenzschreiben.

„Ich glaube nicht an das, was Pescara schreibt“, hatte Gattinara in blinder Anhänglichkeit an seine Mailänder dem Kaiser vorgetragen; „in Morone ist mehr Zuverlässigkeit als in dem General, und am wenigsten dürfte man den Herzog verdächtigen, den Pescara selbst stets gelobt hat“. Darum befürwortete er, in die italienischen Dinge nicht einzugreifen, bis der Kaiser selbst im

Lande sei. Indessen, schon in seiner Instruktion für Miguel de Herrera nach Italien erwog Karl gegenüber dem Papste, statt des Sforza den Herzog von Bourbon mit Mailand zu belehnen. Im übrigen kamen die Italiener über ihre Intrigen nicht nennenswert hinaus. Ihre von gegenseitigem Mißtrauen gehemmte Verschwörung blieb der fahl schimmernde Hintergrund zu dem Fortgang des Spiels der großen Mächte, in dem noch immer das Ritterkostüm der alten Zeit getragen wurde.

Der König von Frankreich saß zunächst in Játiva, südlich von Valencia; seit dem 20. Juli in Madrid, ungeduldig, aber in starkem Bewußtsein seiner Heldenrolle. Der König von Spanien begehrte von ihm, außer vielem anderen, Verzicht auf Burgund als sein Erbe. Der König von England aber wollte, obwohl zwischendurch etwas ernüchtert, auf die Nachricht von Pavia hin am liebsten gestracks zur Krönung nach Paris ziehen und von hier aus Frankreich verteilen; zur Not dachte er dafür auch noch zu kämpfen.

Diese Monarchen bildeten sich ein, daß sie durch Pavia der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche nahe seien. Ihre vornehmsten Räte aber schlugen ihrerseits, statt zusammenzugehen, eine völlig entgegengesetzte Politik ein. Gattinara war schon in Calais Träger der weitestgehenden Forderungen an Frankreich gewesen. Es gibt eine unendlich lange Deduktion von ihm über die Rechte seines Herrn auf Burgund. Aber voll von berechtigtem Mißtrauen gegen Wolfsey und die Franzosen, suchte er seine Politik von allen Seiten zu stützen, insbesondere durch geordnete Finanzen, gute Verwaltung, Befestigung von Karls Stellung in Spanien, sowie durch ein sehr weitherziges Entgegenkommen in Italien, wo ihm Karls persönliche Gegenwart immer dringender schien.

Wolfsey dagegen glaubte gar nicht an die Durchführbarkeit der phantastischen Ideen dieser Ritterkönige. Um so mehr suchte er seinen Herrn durch Übertreibungen davon abzubringen. Außerdem, wie Gattinara jede Stärkung Englands widerriet, so wünschte Wolfsey zu vermeiden, daß der Herr der Niederlande und von Spanien noch mächtiger würde. Das wirksamste Gegengewicht schien ihm nun doppelt bei Frankreich zu liegen, finanziell und politisch. Wozu war Frankreich damals nicht bereit!

Beide Staatsmänner steigerten ihren Gegensinn wider einander in der Einwirkung auf ihre Fürsten. Sie wußten ganz genau, daß die alten Grundlagen ihrer Bündnisse längst zerbröckelt waren. Man kannte in London so gut die portugiesischen Heiratspläne wie in Spanien die englisch-schottischen Verhandlungen. Ja, die sehr bedenklichen Seitensprünge der englischen Politik waren dem klugen kaiserlichen Gesandten de Praet so wenig entgangen, daß ihn Wolfsey mit wachsendem Argwohn überwachte, eines Tages seinen Boten über-

fallen ließ und dem Gesandten seine erbrochenen Briefe unter den größten Drohungen vorhielt, ihm auch jeden weiteren Verkehr mit dem Hofe verbot. Das war noch vor Pavia gewesen. Karl hatte damals diese Verletzung völkerrechtlicher Formen hingenommen, weil er sich von dem guten Willen Englands gar zu sehr abhängig fühlte. Als dann des Königs verwegenste Hoffnungen wieder hoch aufschossen, ließ Wolsey durch seine Gesandten Tunstal und Wingfield schon im Mai 1525 zu Toledo den „großen Plan“ in den unsinnigsten Ausmaßen vortragen. In dem Augenblicke, wo in Spanien alles auf die portugiesische Ehe steuerte, ließ er geltend machen, daß Karl mit der Hand der Erbin Englands schließlich auch die Krone von Frankreich gewinne, wenn er jetzt mit dem Könige zugreife. In dem Augenblicke, wo die finanzielle Lage der kaiserlichen Regierung nichts mehr als einen vorteilhaften Frieden wünschen mußte, ließ er zum Kriege drängen und zugleich die alten Schulden einmahnen. Eine kaiserliche Gesandtschaft nach England brachte ihm erst recht Wasser auf seine Mühle, insofern er seinem Könige gegenüber erreichen mußte, daß ein Bruch der Verträge von Karl ausgehe. Denn er sah mit der Klarheit seiner Landsleute sehr deutlich, wie wenig bei der gegenwärtigen Lage vom Kaiser zu erwarten war, wie viel dagegen von Frankreich. Denn für Frankreich bedeutete es eine gar nicht zu ermessende Entlastung, gerade jetzt England vom Kaiser zu trennen. Also machte Wolsey, dem es gelang, die hilflosen Forderungen und Anerbietungen des Kaisers bei seinem Herrn in das rechte Licht zu setzen, beizeiten mit Frankreich einen Separatfrieden auf Zahlung von 1 700 000 Solis und eines Geschenkes von 130 000 an ihn selbst. Am 14. August erfolgte der Waffenstillstand, am 30. die Unterzeichnung des Vertrages von Moore, der am 6. September veröffentlicht wurde. England verbesserte seine Stellung gegenüber Schottland, schied aus uferlosen Plänen, buchte einen großen klingenden Gewinn und — blieb von beiden Seiten umworben.

So wurde England dank Wolseys illusionsloser Politik zum ersten Nutznießer von Pavia.

Der Kaiser, den schlechte Nachrichten aus dem unruhigen Deutschland, besorgliche aus Italien bedrängten, konnte dank der Lösung von den englischen Verpflichtungen zwar seine Verhandlungen mit Portugal zum Abschluß bringen, verstrickte sich aber im übrigen immer hoffnungsloser in die eigenen Schlingen. Wie seine ersten Gesandten nach Frankreich von der Regentin zu Lyon, umgeben von ihren Großen, in stolzer Haltung beschieden worden waren, so scheiterten alle weiteren Verhandlungen an seiner eigenen unbiegsamen Forderung einer Abtretung der alzburgundischen Lande und an der ebenso entschlossenen Ab-

lehnung dieser Zumutung durch Frankreich. Es hat etwas Großartiges und erinnert an die Lage Philipps des Schönen, wie auch jetzt alle Stände des Landes aufgerufen wurden und einmütig diesem Rufe folgten.

Franz hatte sich freilich in seinen Erwartungen einer persönlichen Einwirkung auf Karl getäuscht. Dieser ignorierte ihn Monate lang, obwohl er seinen Gegner überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Erst als durch einen Kurier an den auf der Jagd befindlichen Kaiser die Nachricht gebracht wurde, der erkrankte König liege im Sterben, jagte er in Eilritten zu ihm, bezeugte ihm mit einer gewissen Überschwenglichkeit seine Teilnahme, wiederholte auch seinen Besuch noch einmal, um sich dann wieder völlig zurückzuhalten. Im September traf auch die verwitwete Herzogin von Mençon, Franz' liebende und geistig bedeutende Schwester, zum Besuch und zu Verhandlungen ein. Ihr kam Karl so ritterlich entgegen, daß sich schon Besorgnisse an diese Begegnung knüpften. Aber auch ihre Verhandlungen, vom 4. bis zum 13. Oktober in Toledo, blieben gänzlich ergebnislos. Ebenso die langen Gespräche, die der von England abberufene und nach Lyon gesandte de Praet mit der Regentin führte; nicht minder die von ernstester Friedenssehnsucht getragenen Einwirkungen Margaretes aus den Niederlanden, wobei zum ersten Male der später für Karl so wichtige Nicolaus Perrenot, Herr von Granvelle, als ihr Gesandter hervortrat.

Noch einmal müssen wir Gattinara hören, bevor er für uns aus diesen Verhandlungen ausscheidet. Denn seine bisher kaum benutzten Denkschriften führen doch viel tiefer in die Geheimnisse des kaiserlichen Kabinetts ein als all die flug kombinierenden Berichte fremder Gesandten, auf die sich unsere älteren Darstellungen vorzüglich stützten. Noch während die Herzogin von Mençon im Lande war und der König von Frankreich krank lag, erörterte Gattinara die Lage. Sein letztes Ziel blieb eine wahrhaft kaiserliche Politik gegen Häretiker und Ungläubige, ihr wichtigstes Mittel die Fahrt des Kaisers nach Italien unter Bereitstellung einer Flotte, was man mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten in Mexiko tarnen könne; inzwischen Abordnung einer wichtigen Persönlichkeit, am besten des Vizekönigs (den Gattinara offenbar entfernen wollte) an den Papst zur vorläufigen Regelung der Dinge in Italien. Dem Papst dürfe man noch nicht zu unvorsichtig von dem Konzile reden, das er selbst als Bastard und wegen der Unregelmäßigkeiten seiner Wahl fürchten werde; dafür solle man Geld von ihm fordern zur Bekämpfung der Lutheraner und der Türken. Die Sorge für die Finanzen erschien dem Kanzler noch immer als das Wichtigste; deshalb wollte er die Cortes gewinnen, die portugiesische Ehe vollziehen, die Mittel aus Neuspanien mit denen der Kirche vereinigen und ihre Verwaltung

in die Hände des Alonso Guttierrez und des Juan de Bozmediano legen; sie seien zwar reine Juden, aber bei der gegenwärtigen Lage bleibe keine Wahl. Nur so könne der Kaiser auch England befriedigen — das wurde offenbar geschrieben, als man von dem englischen Separatfrieden noch nichts wußte.

Vor allem drängte Gattinara darauf, baldigst die Personen zu bestimmen, die alle seine, die große Politik stützenden Maßregeln durchführen sollten. Es war umsonst. Der Kaiser blickte starr auf seine Forderung Burgund, erwartete die Entscheidung von einem Worte des französischen Königs und schien alles andere kaum zu beachten.

Die letzten Angebote der Franzosen waren: völliger Verzicht auf Italien, auf Neapel, auf Mailand, auf Flandern und Artois einschließlich Hesdin und Thérouanne, dazu ein Lösegeld von drei Millionen Goldtalern.

Karl wollte kein Geld; er wollte nur sein Recht, Burgund. Man war nach neunmonatigen Verhandlungen auf dem alten toten Punkt. Ein verwegener Fluchtplan des Königs scheiterte; er war der Gefangenschaft sehr überdrüssig, zumal nach seiner Krankheit, die ihn, den Freund der Jagd und der Bewegung, sehr mitgenommen hatte. So schienen die Kaiserlichen ihren Zweck doch noch zu erreichen, als Franz Ende November erklärte, er sei nun zu allem bereit, aber die Übergabe Burgunds könne nur er selbst in Frankreich erwirken. Als Garantie bot er seine Ehe mit der Königin Eleonore und die Bestellung seiner Söhne als Geiseln. Eleonore war in der Tat durch Lannoy für den König gewonnen, gegen Bourbon; dieser sollte durch Mailand entschädigt werden. Franz aber hatte sich längst vorher zum ersten Male durch seinen notariellen Protest vom 16. August gesichert: Sollte er durch lange Gefangenschaft sich zu etwas bewegen lassen, das gegen Pflicht und Ehre sei, so erkläre er das von vornherein für null und nichtig. Im Dezember gingen die Verhandlungen endgültig aus den Händen des längst verzweifelten Gattinara in die Hände von Lannoy und Moncada über, denen der Kabinettssekretär Lalemand beigegeben wurde. Gattinara spottete über das blinde Vertrauen Lannoys zum Könige und weissagte den Mißerfolg. Als man ihn deshalb abergläubisch nannte, gab er die stolze Antwort, die Quellen seines „Aberglaubens“ seien die geschichtliche Erfahrung und die Beobachtung der Gegenwart, woraus sich die Zukunft von selbst ergebe. Lannoy aber verhandelte nun in Madrid und kam am 19. Dezember zum Abschluß. Das umfangreiche Aktenstück mit seinen 50 Artikeln zählt alle Verzichtleistungen des Königs von Frankreich auf, und ebenso alle Pflichten, die er übernahm gegenüber den Gütern der Untertanen des Kaisers in Frankreich, der Dranien, Nassau, Croy, Siennes und Bergy; er soll seine alten Verbündeten Navarra, Geldern,

Württemberg und Robert von der Mark preisgeben, dem Kaiser zum Zuge nach Italien eine Flotte zur Verfügung stellen mit Geschütz und Matrosen, selbst auch 200 000 Soldaten und 500 Gensdarmes bereithalten. Das Ganze gipfelt in dem gemeinsamen Kreuzzuge. Man befindet sich in uralten französisch-burgundischen Ideologien. Die Freigabe des Königs sollte erfolgen gegen Bestellung seiner beiden älteren Söhne als Geiseln, die Ratifikation sechs Wochen nach der Freigabe des Königs, die Zustimmung des Parlaments und der Stände binnen vier Monaten.

Der 14. Januar 1526 war für den Schlußakt angelegt. Er begann mit einem Vorspiel am 13., wo Franz unter dem Siegel der Verschwiegenheit vor seinen Gesandten, dem Erzbischof von Embrun, dem Parlamentspräsidenten de Selve, dem Connétable Montmorency und anderen, in aller Form den Protest vom August wiederholte. Auch die Szenerie des Schlusses blieb das Gemach des Königs. Im Hintergrunde ein Altar mit den heiligen Evangelien. Anwesend die kaiserlichen Bevollmächtigten Lannoy, Moncada und Lalemand, der das Protokoll aufnahm; ihnen gegenüber der König und sein Gefolge. Franz beschwor den Vertrag mit einem feierlichen Eide und leistete durch Handschlag noch einmal Lannoy gegenüber das Versprechen des Edelmanns, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er seine Verpflichtungen nicht würde erfüllen können.

Das war der Friede von Madrid, der schon tot war, als er so feierlich beschworen und von den burgundischen Rittern so gutgläubig hingenommen wurde. Als Gattinara ihn siegeln sollte, weigerte er sich unter Berufung auf seine Pflicht gegenüber dem Kaiser.

Am 19. Januar wechselte Lannoy als Vertreter der Königin Eleonore das Eheversprechen mit dem Könige von Frankreich. Erst im Februar trafen sich die Herrscher selbst wieder für einige Tage, diesmal mit Eleonore, in Alcesas. Wiederum tauschten sie die bündigsten Versicherungen. Karl beschwor seinen „Bruder“ nochmals, ihn nicht zu betrügen, am wenigsten in seiner Schwester Eleonore. Als Brüder schieden sie voneinander.

Das Geleit bis zur Grenze gaben dem Könige Lannoy und Marcon, die von Anfang an seine Wächter und Beschützer gewesen waren. Am 17. März erfolgte die Freigabe in San Sebastian nach den umständlichsten Sicherungen in allen Formen des Rechtes und des Zeremoniells unter Austausch mit den Prinzen. „Eure Hoheit sind nun frei“, sagte Lannoy, „gedenken Sie Ihres Versprechens?“ „Es soll nichts fehlen“, sagte der König und setzte seinen Fuß auf den Boden Frankreichs.